Aus
Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1907.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

aus „Nord und Süd", Jahrgang 1907.

I. Allgemeines.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen aus der Mission der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Australien.

4. Asien.

III. Abbildungen.



Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1907. 8. Jahrgang.

„Ein Licht, zu erleuchten die Heiden" —

so nennt der greise Simeon das Jesuskind, wie wir Lukas 2, 32 lesen. Und er hat recht. Der Heiland ist ein Heiland der Welt, also auch der Heiden. Licht kann es seit seiner Geburt nun auch in ihren Herzen werden, wie es bei so vielen Christen licht geworden ist. Das geht zwar langsam, aber das Licht vertreibt doch die Dunkelheit der Sündenmacht und des Heidentums auf dem Erdenrund immer mehr. Es ist so, wie es am Abend ist, wenn die Sterne aufgehen. Sie sind auch nicht sofort alle da; nein, erst kommt der Abendstern, und dann blinkt es hier und glitzert dort, bis es überall leuchtet und funkelt in herrlicher Pracht. So weicht die Finsternis in den Heidenherzen vor dem Licht des Evangeliums und des Jesuskindes.

Ein Beispiel! Der Missionar Dr. Moffat in Afrika war oft in Lebensgefahr. Ein großer, wilder Heide war sein besonderer Feind. Eines Tages aber kam er und warf Speer und Schild zu des Missionars Füßen hin und rief: „Vergib mir, mein Herr!" Voll Freuden rief der Missionar: „Von ganzem Herzen, denn ich habe dich lieb. Was aber soll ich Dir vergeben?" — „O", sagte der Schwarze, „wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, lebtest Du längst nicht mehr. Da aber hast Du meiner Frau in ihrer Krankheit mit Deiner Medizin geholfen und warst gut und freundlich zu ihr, das hat mein Herz froh gemacht; darum vergib mir." So war das Herz des grimmigen Wilden durch Liebe besiegt worden. Und bald tat der Heiland noch Größeres an diesem wie an vielen anderen Heiden in jener Gegend. Sie lernten ihre Sünde erkennen, ihre Hände falten, Gott um Vergebung bitten und ein neues Leben beginnen; so zog Licht und Freude und Frieden in ihre Herzen ein.

Und so hat sich im Lauf der Zeit an viel tausend und abertausend Heiden das Gebet erfüllt, das wir selbst auch immer wieder für uns beten wollen:

Morgenstern auf finstre Nacht,
Der die Welt voll Freude macht,
Jesulein, komm herein,
Leucht in meines Herzens Schrein!

Unsere Reise von Leh nach Kyelang auf dem Weg nach Poo. (West-Himalaya)

Von Br. H. B. Marx, Missionar der Brüdergemeine.

Wie dankbar waren wir, als die letzte Kiste fertig gepackt war! Die Umstände nötigten uns, so schnell als möglich von Leh in Ladak aufzubrechen, um bald an den neuen Bestimmungsort Poo im Bashar Staat zu gelangen. Am Abreisetag früh weckte uns das Gewieher der Pferde, die von verschiedenen Dörfern sich schon am Vorabend zusammengefunden hatten, um noch in der Kühle des Morgens ein gut Stück Weges zurücklegen zu können. Die Lasten waren schnell verteilt und aufgeladen, und Mama Ju, der Karawanenführer, machte sich mit ihnen auf den Weg.



Ein Dorf in den Hochtälern des Himalaya.

zeigt sich auf stolzer Bergeshöhe ein Kloster. Es ist eins der großen Klöster Ladaks, in dem ständig 60 Lamas (Priester) wohnen. Jedes Frühjahr wird dort ein großer Maskentanz, veranstaltet, an dem auch Lamas von den Dörfern der gelben Sekte teilnehmen. Ach, daß auch diese Burg des Teufels bald in eine Stätte der Anbetung des allein wahren Gottes umgewandelt werde! — Wir rasteten in Triktse eine kurze Weile, hatten wir doch die ersten zwölf Meilen zurückgelegt. Unser langbewährter Reisediener, Natschabale, diesmal der Koch, hatte schon für kochendes Wasser zu einer Tasse Tee gesorgt. — Aber wir trieben unsere Pferde an. Es wird gehörig warm. Wir haben nämlich die grünen Gefilde verlassen und reiten durch tiefen Wüstensand, der die sengende Glut der Sonne wiederstrahlt; der alte Freund Indus zeigt sich wieder. Die Berge steigen hier nicht wie sonst oft steil hinau, sondern lassen auf beiden Seiten Raum zu einem breiten, sandigen Tal. Lang wurden uns die letzten elf Meilen. Endlich war die schwankende Brücke erreicht, die auf das andere Indusufer und nach Martselang, dem ersten Tagesziel hineinführt. Des Weges unkundig, aber wegefindig, kamen wir in ein sogenanntes Bagh und damit in ein wahres Labyrint von Weidensträuchern, aus dem wir uns nicht wieder herausfanden. Ich ließ meine Frau mit den Pferden zurück und suchte nach Menschen und dem Lagerplatz. Zwei braune Tibeter Knaben waren so vor mir erschrocken, daß sie alle nur ordentlichen Worte und Umschreibungen von der gesuchten Stelle nicht verstanden und vor meinen Fragen und Zeichen flohen. Ein zweiter Versuch brachte uns auf den rechten Weg.



Zwei Baumstämme als Brücke.

Auch wir ritten bald durch die breite Bazarstraße zur Hauptstadt Ladaks hinaus. Nur 2 Jahre war es uns vergönnt, in Leh für unsern Herrn und Meister zu wirken. Die Arbeit ward uns immer lieber und von Herzen beteten und sehnten wir die Zeit herbei, in der auch viele Ladaker in Christus ihren Heiland erkennen würden. Da kommt der Befehl: „Ziehe aus in ein Land, daß ich dir zeigen will!" In Abrahams Herzen stiegen wohl auch viele unbeantwortete Fragen auf, aber er war dem Befehl seines Gottes gehorsam. So folgten auch wir dem Ruf, weil der Herr ja noch heute jedem Gebot die Verheißung beifügt: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein." Und weiter begehren wir nichts, als daß Jesus selbst mit uns wandelt und uns noch in seinem Weinberg gebraucht. Welche Gnade!

Die Christen von Leh folgten uns bis vor die Stadt. Nur Hussein, unser treuer Diener, ließ es sich nicht nehmen, seiner Herrin Pferd noch eine Meile weiter zu führen. Der Weg war uns zunächst gar wohl bekannt. Oft ritt ich im vergangenen Winter dort hinab nach Sheh, wo wir alle Sonntage das Evangelium verkündigten. Auch heute kehrten wir noch einmal bei der dort lebenden Christenfamilie ein. Dann ging's zwischen den Feldern des wohl vier englische Meilen langen Dorfes hin. Saftige Wiesen breiten sich aus, von vielen Armen des Indus umflossen. Buntfarbige Herden weiden darauf. Unbeachtet ist man in Triktse angekommen. Zur Linken

Löwengeschichten aus Deutsch-Ostafrika.

Was für ein schmuckes, stattliches Tier ist doch so ein Löwe! Kein Wunder, daß man ihn den König der Tiere nennt. Nicht wahr? Majestätisch grüßt er am frischen Morgen die Landschaft, sein weites Herrschergebiet. Er ist sich seiner Größe und seiner Macht bewußt. Ein Löwe wird $1\frac{1}{2}$ Meter lang und fast einen Meter hoch. Vielleicht hat er grade in letzter Nacht wieder aus seinem Versteck im hohen Grase einen neun Meter weiten Sprung auf ein armes Rind oder ein Pferd ausgeführt, sich ihm auf den Nacken gesetzt und es dann weit fortgeschleppt. Es hindert ihn ja nicht viel auf einer solchen Tour. Mit einem Rind im Rachen kann er über einen fast drei Meter hohen Zaun springen. Und das königliche Gewand, das er trägt! Und die stattliche Mähne! Doch genug der Betrachtung.

Ich muß Euch heut wieder Geschichten vom Löwen erzählen. Ihr seid gewiß nicht bös darüber. Erst im Juli hörten wir von der Jagd auf einen dieser Großen in der Tierwelt. Aber ich würde doch nicht sobald wieder von den Löwen reden, wenn sie nicht gegenwärtig in unserm großen Missionsgebiet Deutsch-Ostafrika eine Rolle spielten; und wir wollen doch unsere Missionsfelder genau kennen lernen.



Des Löwen Morgengruß.

1. Im Juli schilderte uns Bruder Kruppa, Missionar in Utengule im Nyassagebiet, eine Löwenjagd, die er auf Wunsch seiner Christen und Stationsleute unternahm, um den gefährlichen Räuber aufzuspüren und ihm den Garaus zu machen, damit er nicht wieder sich an Tieren, ja an Menschen vergreife. An dem glücklichen Ausgang der Jagd hatten wir alle unsere helle Freude. Ein Missionar geht ja nicht um des Vergnügens willen auf die Jagd, denn das ist nicht seines Berufs, und er darf auch sein Leben nicht einer unnötigen Gefahr aussetzen. Wenn es aber gilt, seinen Christen und all denen, an denen er arbeitet, zu helfen, so ist er bereit, dies zu tun. (Man lese auch in Heft 3 und 4 der Illustrierten Jugendschriften.)

2. Kürzlich nun ging uns wieder von einem Missionar, Bruder Brauer, der viele, viele Meilen nördlich von Utengule, nämlich in Ipole südlich von Tabora, also mitten in Deutsch-Ostafrika wohnt, die

Nachricht zu, daß auch er sich auf inständiges Bitten der Schwarzen hin an die Spitze einer kleinen Schar stellte und mit ihr ausrückte, um ein ganzes Löwenlager aufzuspüren. Und wirklich, sie fanden es; in einer Talsenkung lagen drei stattliche Tiere! Die Eingeborenen schossen auch sofort los. Das aber war verfrüht und übereilt, hatte daher die entsetzliche Wirkung, daß einer der Löwen auf einen Schwarzen losstürzte, ja, als Bruder Brauer diesem zu Hilfe eilte, auf den Missionar zusprang und ihn zu Boden warf. Ein grauenvoller Augenblick! Zum Glück halfen einige Schwarze dem Schwerbedrängten; aber böse Wunden an Hals und Arm hatte er bereits davongetragen. So wurde er, nachdem der Löwe mit Knitteln und Speeren getötet worden war, ins Missionshaus getragen, wo seine Frau natürlich des Todes erschrak, als sie seiner ansichtig wurde. Gott sei Lob und Dank: Bruder Brauer befindet sich auf dem Wege der Besserung und wird hoffentlich seinen Arm bald wieder brauchen können. Ja, der liebe Gott hat seine Tat gelohnt. Die Schwarzen, die bereits der Löwengefahr wegen auswandern wollten, bleiben nun wohnen und erzeigen sich sehr dankbar dafür, daß ihnen der Europäer auf diese selbstverleugnende Weise gezeigt hat, daß er sie liebt. So ist selbst eine solche Löwenjagd eine Predigt von der christlichen Liebe.

3. Und nun noch eine dritte Geschichte. Die erzählt uns Bruder Büttner, der auf der Nachbarstation von Ipole in Sikonge arbeitet. Er beginnt: Es war am 29. November 1905. Wir saßen noch beim Morgensegen, als plötzlich ein großer Knabe ganz außer Atem zu mir gelaufen kam und rief: „Bwana, simba bihi, munhu kaputi!“ (d. h. Der Löwe ist da, ein Mann ist tot!“ Das wirkte ja zunächst wie so ein kleiner elektrischer Schlag auf mich. Ich griff zum Hut und eilte hinaus. Als ich zu Bruder Rapperlié kam, machte er sich bereits fertig und rüstete sich mit Speer und Flinten aus. Mein Hausjunge brachte auch meine Flinten! Zur Sicherheit galt es zunächst die Esel und das Vieh, das in nächster Nähe weidete, in den Stall zurückzubringen! Dann ging's noch ein Stück weiter, — allmählich immer langsamer, immer vorsichtiger — bis wir mit den Leuten aus dem Nachbardorf der bibi Kanga zusammentrafen, die mit Äxten, Keulen, Speeren und Gewehren bewaffnet, ihm bereits auf seiner Spur gefolgt waren und ihn nun in seinem Versteck umstellt hatten! Ein Mulungwana hatte ihn zum erstenmal auf der Straße zwischen unsern Häusern und dem Dorf gesehen, ungefähr 10 Minuten von uns entfernt am hellen lichten Morgen! Jetzt lag er in gutem Versteck geborgen, mitten im grünen Gebüsch unter einem großen schattigen Baum, so daß ihn nur ein scharfes Auge bei günstiger Stellung erkennen konnte. Und er verriet sich auch nicht durch einen Laut. Weder das Stimmengewirr, noch die Schreckrufe brachten ihn aus seiner Ruhe, seine königliche Tierhoheit geruhte zu schweigen. Erst als Rambo in seiner Hundetollkühnheit auf ihn zufuhr, gab er sich durch ein unwilliges dumpfes Gebrüll zu erkennen, bequemte sich aber immer noch nicht zum Sprung! Allmählig wurde es uns zu lang, jeder war teils ungeduldig, teils aufgeregt, war doch jeder Nerv in Anspannung und Aufregung; und auch Rambo, der den Löwen nach Hundesitte tüchtig anschnauzte, suchte ihn zum Kampf zu reizen. Eigenartige Gefühle beherrschen einen, wenn man sich zum erstenmal solch einer Bestie in der Wildnis gegenüber weiß und einem Kampf mit ihr ins Auge schaut. Wir näherten uns immer mehr, da — puff, paff — der Löwe springt in die Höhe — will aber sogleich in sein Versteck zurück — doch aus mehr als zehn Büchsen knallt es — seine Stellung ist unhaltbar — er verläßt sie und ergreift die Flucht. Jetzt auf offenem Felde, wo das Tier eine schöne breite Schußfläche abgab, war sein Tod besiegelt! — Doch da — richtet er sich hoch auf zum Sprung in seiner ganzen Größe, einige Leute fliehen, aber in demselben Moment wieder einige Schüsse, ein Speer flog dem Löwen in die Flanke, ein Beil, eine Axt ihm an den Kopf und — in seiner ganzen Größe bricht er mit großem Gepolter zusammen! Er ist tot. Nun stürzen sich alle Leute mit einem Geschrei, das die Luft erzittern macht auf ihn, den gewaltigen Räuber, los, jagen ihm Speere oder Beile durchs Fell und hätten ihn vollständig zerfleischt, wenn wir nicht eingeschritten wären! An einige Baumäste gebunden wurde der König der Tiere auf die Station gebracht, unter Gesang im Tempo! Auch die Frauen kamen und stimmten ihren gellenden Freudengesang an. Auf den beiden Stationshöfen führten die Eingeborenen Kriegstänze auf, schwangen dabei Speer und Keule in der Hand und stimmten laute Gesänge an:

Sókuli, sokuli, ho! (Er ist tot, er ist tot, Hurra!)
Kasensemo, Kamunambwo! (Wir haben ihn getötet, er ist tot!)

Am Nachmittag war großes „Löwenschlachten!“ Das Fell wurde dem Löwen abgezogen und dann um den Kopf kleiner gemacht! Sein Fett, ein vielbegehrter Artikel der Zauberer, wurde vergiftet und tief vergraben! Morgen soll Schädel und Fell nach Tabora wandern zum Empfang eines etwaigen Schußgeldes!

Dem Herrn wollen wir aber danken, daß er uns und die Leute so treu behütet hat. —

Mk. 21.— Ertrag der Weihnachtsaufführung der Schule in Ebersdorf durch Br. J. Berthoud für die Sonntagsschulhalle in Bluefields; Mk. 10.— von der Sonntagsschule in Rixdorf durch Br. B. Motel für den Orkanschaden in Nicaragua; Mk. 1.50 aus dem Neger von Paula Gräser, Werningshausen.

Dankend erhalten **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1907. 8. Jahrgang.

Nahrung, Kleidung und Wohnung der Tibeter im Himalaya.

Antwort einer Missionarsfrau auf Fragen aus der Herrnhuter Sonntagsschule.

In einem Briefe erzählte eine Schwester den Kindern folgendes: Jetzt halte ich die Strickschule, und zwar kommen die Kinder im Sommer ins Missionshaus, wo wir dann zusammen auf der Veranda sitzen. So kalt es im Winter ist, so glühend heiß ist es im Sommer, so lang die Sonne scheint. Wir legen ein paar Säcke auf die Erde, und nun setzen sich alle Schüler und Schülerinnen mit untergeschlagenen Beinen um mich. Auch die Knaben lernen hier zu Lande stricken und nähen; z. B. der kleine Trachi, der 7 Jahr alt ist; der darf sich jetzt für den Winter ein Paar Müffel (Pulswärmer) stricken, was ihm sehr wichtig ist, da er immer „2 rechts 2 links" stricken muß! Freilich strickt er selten einmal eine Nadel ganz richtig, aber er ist doch sehr eifrig bei der Arbeit.

Nun will ich Eure Fragen beantworten. Ihr fragt danach, was die Tibeter essen und wie sie sich kleiden. Männer wie Frauen tragen lange, weite Röcke, in der Mitte ein langes, buntes oder weißes Tuch einige Male umschlungen wie ein Gürtel, ferner tragen sie Beinkleider. Das sind aber lange Zeugstreifen, die fest umgewickelt werden; die Leute ziehen sich ja fast nie aus! Im Winter tragen sie hohe Schuhe aus Filzstoff, im Sommer ganz niedrige, offene Lederschuhe, die wie kleine Kähne aussehen. Die Männer tragen eine Art Mützen, die vorn bis auf die Stirn und hinten über dem Hinterkopf hinabreichen. Die Frauen tragen einen „Berack". Das ist ein breiter Streifen von steifem Zeug, der mit Türkisen d. h. mehr oder weniger kostbaren Steinen besetzt ist und in einer großen Quaste, die beinahe bis auf die Erde hinab hängt, ausläuft.*) Das Haar ist in etwa 10 Zöpfen geflochten und hängt unter dem Berack. Zu beiden Seiten am Kopfe stehen große schwarze Klappen aus Schafwolle wie Ohren. In den Ohrläppchen sieht man meist große Silberringe. An der Seite des Rockes hängen Perlen und dergleichen Schmuck, sodaß es bei jedem Schritt klimpert. Die Männer tragen, wenn sie „Buddhisten" sind, einen Zopf, sonst die Haare sehr verschieden lang oder kurz. Ihre Kleider sind meist aus einem schmutzig weißen Stoff hergestellt, die Farbe der Frauenkleider ist dunkelrot oder schwarz.

Die Hauptspeise unserer Leute ist „Kollack". Das ist ein Brei aus Mehl, Butter, Salz, Zucker, den sie mit Tee in ihrer Tasse durchkneten und ungekocht genießen. Mir schmeckt das nicht besonders, aber noch schrecklicher ist mir der Buttertee, den die Leute den ganzen Tag über trinken. In den meisten

*) Anmerkung: Die Abbildung auf der dritten Seite der Dezembernummer veranschaulichte diese Kleidung.



Yakochse, Reittier auf den Gebirgspfaden des Himalaya.

Häusern gibt es wohl abends warmes Essen, Schaffleisch und Reis. Viele können auch sehr gut kochen; das merkte ich, als wir einmal bei einer Hochzeit zum Essen geladen waren. Ihr Brot sieht wie Eierkuchen aus und besteht nur aus Mehl und Wasser.

Und nun endlich die Frage: Wie wohnen unsere hiesigen Leute? Ihre Häuser haben flache Dächer, inwendig sind sie sehr dunkel, denn sie haben nur kleine viereckige Löcher als Fenster. Im Sommer leben die Leute den ganzen Tag draußen auf den Dächern. — Die Religion der Leute ist entweder der Buddhismus oder der Hinduismus oder der Mohammedanismus. Das sind heidnische Religionen, gegen die das Christentum nur schwer aufkommt. Daher hat unsere Missionsarbeit hier im westlichen Himalaya, obgleich sie jetzt grade 50 Jahre lang getrieben wird, erst einen geringen sichtbaren Erfolg aufzuweisen. Wir zählen gegenwärtig auf unsren 5 Stationen 134 Christen, hoffen aber, daß die Zahl sich bald vermehrt. Möchten alle Leute in der Heimat, kleine und große, recht beten helfen, daß die Arbeit an diesen Heiden, die noch kein Weihnachts- und Oster- und Pfingstfest feiern, bald große Fortschritte mache.

Unsere Reise von Leh nach Kyelang auf dem Weg nach Poo (West-Himalaya).

Von Br. H. B. Marx, Missionar der Brüdergemeine.
(Fortsetzung.)

Upshi, den 25. Juli. Ueber eintönig grünes Hügelland folgten wir zum letzten Mal dem Laufe des Indus. Es war nur ein kurzer Ritt; wir sind um neun Uhr am Ziel. Hier erfahren wir die Wirkung vom Perwana, einem vom britischen Beamten in Leh uns freundlichst ausgestellten Geleitsbrief. Die Dörfler sind äußerst gefällig, helfen beim Aufschlagen des Zeltes und Abladen der Pferde. Wasser, Holz, Milch, Futter, alles ist sofort zur Stelle. Einem jungen Lama gaben wir auf seine Bitte um ein christliches Buch unsere Biblischen Geschichten in Ladakisch. Möchten sie ihm ein Wegweiser zum Gekreuzigten werden!

Gya, den 26. Juli. Von Upshi wendet sich der Weg vom Lauf des Indus nach Süden. In einer langen Schlucht geht es an einem wilden Bergfluß hinauf. Es ist ein beständiges Bergauf und Bergab. Bald ist der schmale Pfad aus dem sandigen oder schiefrigen Grund herausgehauen, bald windet er sich wie eine Wendeltreppe zum schäumenden Wasser hinab. Die Lasten sind uns voraus, und wo sich der Weg etwas weitet, müssen wir versuchen, an den scharfkantigen Küsten vorbei zu kommen. Nicht immer gelingt das Kunststück, und dann hilft es nichts, als geduldig hinter oder zwischen der Karawane auf dem Saumpfad langsam herzureiten, bis sich ein Seitenweg auftut. — Die Ufer sind mit blühenden Szyrun und roten Rosen eingefaßt. Oberhalb Miru wird das Tal weit. Grüne Wiesen breiten sich wohltuend vor dem Auge aus. In dieser Bergeinsamkeit hat sich ein Ladaker ein Häuschen gebaut, um seine Felder zu hüten. Er überbrückte mit zwei Baumstämmen den Strom und machte eben Probegang. Diesseits des Wassers bringt die Familie einer Göttin Opfer dar. Der Göttin Bildnis ist in den Fels eingezeichnet. — Ungefähr fünf Stunden steigt man nach Gya, unserm heutigen Lagerplatz an. Der ewige Schnee auf den Bergesgipfeln erscheint ganz nah, und man meint, daß hinter jenen Hügeln die Bergwelt des Himalaya einmal ein Ende nehmen müßte. Der kühle Wind am Abend ist erfrischend nach der Gluthitze des Tages. Die Nacht verspricht kalt zu werden, darum holen wir uns ein paar Decken mehr aus den Koffern.

Shagrot, den 27. Juli. Der Morgen war, wie erwartet, kalt, da wir schon um ½6 Uhr aufbrachen. Gebetsmauern und Tschortens sagen,



Gebetsmühlen und Gebetsfahne der Tibeter.

daß Buddhismus und Aberglaube auch hier gemengt sind. Zwischen den unzähligen Gebetssteinen sieht man auch Wildschaf- und Steinbockhörner, auf die das Gebet der Gebete „o mani padme hum“ eingeschnitten ist. Wir reisen beständig bergauf. Vor uns beleben sich die Ginsterbüsche. Es sind viele, viele Murmeltiere, die aus ihrer Ruhe geschreckt, träge in ihre unterirdischen Gänge flüchten. Zierliche Bachstelzen stolzieren am Gletscherbach dahin, Schwalben, Rotkehlchen, Blaukehlchen und Spatzen beleben den Weg. Grüne, saftige Matten fassen den glitzernden Bach ein und weisen die Flora einer Alpenwiese auf. Da gibt es Edelweiß, Vergißmeinnicht, Anemonen, blaue Bergastern, Butterblumen und noch viele andere Blumen, reich an Duft und Farbenpracht. Wir haben Shagrot erreicht. Ein schöner Grasplatz, wo zwei enge Täler zusammenstoßen und ihre Gewässer vereinigen, die abends zu einem brausenden Strom anschwellen. Bald nach unserer Ankunft machte sich die Wirkung der dünnen Höhenluft (za. 17000 Fuß hoch, unterhalb des Takelung-Passes) bei meiner lieben Frau unangenehm bemerkbar. Sie fühlte sich übel, verbunden mit heftigem Kopfweh und Schwindel. Unsere Zelte und die verschiedenen Lagerfeuer, umgeben von den Kisten, dazwischen weidende Pferde und Yaks bieten ein malerisches Bild.

Debring, den 28. und 29. Juli. Der Morgen war empfindlich kalt. Hände und Füße wurden vor Kälte steif. Der Wind blies unangenehm. An der Wegseite war eine Wasserlache ganz mit Eis überzogen. Langsam ritten wir den steilen Zickzackweg zur Paßhöhe des Takelung (18000 Fuß) hinauf. Es war eine große Anstrengung für Pferde und Yaks, bei kurzem Atem Menschen und Lasten hinaufzutragen. Von der Höhe hatten wir eine herrliche Fernsicht. Eine Bergkette folgt der andern und fern im Hintergrund schließen die majestätischen, schneegekrönten Berghäupter, hinter denen wir unser liebes Leh suchen, das erhabene Panorama ab. Im Vordergrund schlängelt sich der uns wohlbekannte Bach im Wiesengrün hin und leuchtet in der Sonne wie ein Silberband zu uns herauf. Unser Weg führte auf dem breiten Paß eine Meile oben fort, um dann wieder einige 1000 Fuß in das Debringer Tal abzufallen. Die Berge sind weit hinauf mit Ginstersträuchern bedeckt. In Debring schlagen wir das Zelt auf, um hier den Sonntag zu rasten. Die hier lebenden Leute sind Nomaden, die vielleicht bald diese Wohnstätte verlassen und einen wasserreicheren Platz auf der Rupschu-Ebene aufsuchen. Sie leben in schwarzen Zelten, die die Männer selbst aus den Haaren ihrer Yakherden gewebt haben. Es ist ein ganzes Dorf von etwa 60 Zelten. Alle männlichen Dorfbewohner sitzen in einem Kreis zusammen und beraten, wie sie unsere Wünsche an Lasttieren und Lebensmitteln am besten befriedigen können. Die Frauen weben vor der Zeltöffnung auf ihre einfache Weise Nambu (Kleiderzeug). Das Zelt ist Wohnung der ganzen Familie, Küche mit einem aus Erde gefertigten Herd in der Mitte, Vorratsraum, kurz alles. Sie haben ihre Zelte mit großen Steinen festgelegt, um dem Wanderhaus das Fortfliegen zu wehren, wenn der Sturm gewaltig über die Ebene streicht. Zu jedem Zelt gehört ein wütender Lhassahund, der keinen Fremden in die Nähe kommen läßt. — Sonntag, den 29. Juli feiern wir mit dankbarem Herzen meinen Geburtstag. An Jesu starker Hand wandern wir als Pilger getrost weiter.



Gebetsmauer mit Gebetstürmen in Klein-Tibet. (Nach einer Photographie von Br. H. Marx).

Chubzang, den 30. Juli. In Debering gab es kein Fortkommen. Die Eingeborenen probierten alle Lasten, ihre Schwere prüfend, und keiner wollte die schwereren aufladen. Endlich wurde gelost, und so fand auch die Harmoniumkiste, unsere schwerste, einen Abnehmer. Aber welche Mühe erforderte das Aufladen! Trotzdem den störrigen Yaks die beiden Vorderbeine gefesselt waren, scheuten sie in dem Augenblick, da zwei Männer von jeder Seite mit einer Kiste kamen; die halbwilden Tiere sprangen unter ihre Leidensgefährten, und die Kisten fielen krachend zur Erde. — Wir kamen nun auf eine von nicht

sehr hohen Bergen umschlossene Ebene. Unsere Pferdchen trabten schnell über die sandige Fläche. Vor uns sprengte ein wildes Bergpony leicht davon und suchte wiehernd seine Gesellen. Eine Schafherde kam uns entgegen. Die Schafe waren alle mit kleinen Säckchen Salz und Korn beladen. Der Führer sagte aus, daß unser Weg dort rechts in südlicher Richtung abzweigt, während die Straße, auf die er zog, nach Tibet führt. — In Chubrang, einem öden, menschenleeren Tal angekommen, waren wir sehr enttäuscht, kein Wasser zu finden. Ein ausgesandter Bote blieb lange fort und brachte den traurigen Bescheid, daß er auch ganz oben im Tal kein Wasser gefunden. Was sollten wir tun? Die ersten Lasten kamen. Einige Tiere legten sich gleich. Sie konnten nicht mehr weiter. Da versicherte einer die Gegend genau kennender Nomade, daß ganz oben im Tal, unfern des ewigen Schnees, eine Quelle sei. Mit einem großen Kessel stieg er hinauf und brachte wirklich nach einer halben Stunde Wasser. Wir räumten dann die großen Steine aus dem Wege und schlugen dort unser Zelt auf.

Drozpi Sumzyall, den 31. Juli. Ein schöner, klarer Morgen begrüßte uns beim Oeffnen der Zelttür. Kaum trauten wir unsern Augen, als wir unten im Tal einen breiten Streifen Wasser erblickten, und wir litten hier an Wassermangel. Ein unabsehbares Steinfeld lag vor uns, eingeschlossen von Bergen, deren Gestein die wunderbarsten Farben aufwies. Bald ist es dunkles Ziegelrot, bald aschgrau oder schwarz oder violett. Man sieht über eine schier endlose Hochebene. Zwar erscheinen die Riesenberge und jene Gebirgsnase bald erreichbar; doch in Wirklichkeit kamen und kamen sie nicht näher. Nun noch ein Stück im schnellen Trab, und wir gelangten an ein steil in die Tiefe abfallendes Ufer. Den Bergeshang gingen oder rutschten wir hinab, die Pferde hinter uns führend. Dann ging es durch einen Fluß, hinauf und hinab, wieder durch zwei volle Bäche, und wir hatten wieder unter des Herrn treuem Schutz ein Tagesziel erreicht. Hier gibt es nichts zu fressen für die armen Tiere. Die Yaks werden in die Berge getrieben, um sich in der Nacht das kurze Berggras zu suchen; die Pferde aber müssen sich mit dem begnügen, was wir für sie mitnehmen konnten.

Debra, 1. August. Ein langer, anstrengender Marsch liegt hinter uns. Es waren ermüdende 20 Meilen, die für meine Frau fast zu viel schienen. Wir gingen wieder eine halbe Stunde in der Kühle des Morgens zu Fuß und sangen, soweit es der Atem erlaubte, ein Lied. Merkwürdige Formen bilden die Kiesberge zur Linken. Ruinenhaft wachsen die Sandsteinfelsen aus dem Gebirge. Dann wieder glaubt das Auge Statuen, wie Dr. Martin Luther mit der Bibel in der Hand zu erkennen oder den Basteifelsen der sächsischen Schweiz. Nicht lange aber, und der Weg forderte wieder die ganze Aufmerksamkeit. Bei einem steilen Aufstieg hörte der Weg nach unsern Begriffen ganz auf. Es ging über fürchterliches Steingeröll oder über große, aus dem Berg hervorstehende Steine. Drei Stunden steigt dann der schmale oder die vielen schmalen Stege in der unendlich langen Latschelung-Schlucht zum gleichnamigen Paß hinauf. Die Pfade sind gerade breit genug, daß das Pferd Fuß für Fuß setzen kann. Auf der kalten Paßhöhe ruhten wir ein wenig. Unter uns lag ein großer Flecken Schnee, der wohl im September noch verschwindet. Wieder öffnet sich ein großartiger Ausblick auf schneebedeckte, gewaltige Bergriesen. Doch unser Weg führt hinab ins Tal auf abschüssigem, mit losem Geröll bedeckten Boden. Unten im Tal angekommen, stärken wir uns durch ein zweites Frühstück für den Weitermarsch; denn die Yaktreiber wollen noch nach Debra der etwas besseren Weide wegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dank aus Deutsch-Ostafrika für Taufgeräte.

Der Bruder, der uns die letzte der Löwengeschichten erzählt hat, Br. Büttner in Sikonge, begleitet seinen Bericht mit folgendem Dankbrief:

Neulich kam durch Boten aus Kitunda das herrliche Taufgerät hier an, das durch die Stanniolsammlungen der Kinder beschafft werden konnte; und da drängt es mich, Dir und durch Dich all den lieben Gebern, die dazu ihr Scherflein beigetragen haben, unsern herzlichen Dank auszusprechen. Als ich es unserm Samueli (dem ersten Christen hier, der im Juli 1904 getauft worden ist) zeigte und ihn fragte, was es sei, sagte er sofort: kumwa ku koga: „zum Taufen!“, schüttelte so ganz nachdenklich sein Haupt und wiederholte immer wieder mit leuchtend strahlendem Gesicht die Worte: Bwana, kisoga, kisoga! (Herr, das ist sehr schön!) Dann mußte ich ihm auch noch die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .“ übersetzen.

Wir grüßen den lieben Briefsteller und versprechen ihm, noch weiter fleißig Stanniol sammeln zu wollen, und zwar besonders gern, wenn er und andere Brüder uns auch in Zukunft schöne Geschichten erzählen wollen, wie es die interessante Löwengeschichte in der vorigen Nummer war.

Quittung.

Mk. 53.— durch Frl. K. Schaumburg in Melsungen für das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem gesammelt. Allen Gebern ein herzlicher Dank.

Durch Br. Ziegel, Görlitz ein Paket Stanniol von Kindern der Sonntagsschule im Stadtmissionshause, wie von da und dort größere und kleinere Sendungen an Stanniol im vergangenen Jahr eingegangen sind, wofür wir den treuen Sammlern herzlich danken.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1907. 8. Jahrgang.

Unsere Reise von Leh nach Kyelang auf dem Weg nach Poo (West-Himalaya).

Von Br. H. B. Marx, Missionar der Brüdergemeine.

(Schluß.)

Noch einmal müssen die müden Pferde einen steilen Berg erklettern; dann bleiben wir in gleicher Höhe und finden endlich an einer Quelle einen etwas ebenen Platz zum Lager. Es ist spät geworden, bis unser Nachtlager und das einfache Abendmahl zugerichtet sind. Die hellflackernden Feuer leuchten in die dunkle Nacht hinein. Die Leute treiben die Yaks zusammen aus Furcht vor wilden Tieren. Wir befehlen uns in die Hände dessen, der nicht schläft noch schlummert, und wissen uns auch in dieser Gebirgswildnis wohlgeborgen.

Beschwerlicher Flußübergang.

Sertschu, den 2. August. Ein unbeschreiblich schlechter Abstieg führte in das Tal des Tsarab. Wir können nur ein kurzes Stück reiten, denn der Weg ist fast zu schlecht zum Gehen. Es ist, als ob ein Steinklopfer seine geklopften und ungeklopften Steine über den Weg gestreut hätte. Der Tsarab, mit dem wir heute gar nahe und fühlbare Bekanntschaft machen sollen, wird sichtbar. Wir reiten an seinem Ufer entlang, bis auf einer ebenen Fläche sich der Weg teilt, und wir vermuten richtig, daß der nach rechts führende uns an die Stelle des Flusses bringt, wo wir hindurch müssen. Da standen wir denn, mit schneller schlagenden Herzen an dem schnell dahinfließenden, breiten Strom, der sich bei der Furt in zwei große und mehrere kleine Arme teilt. Wie tief mag dieser erste Arm und der dort drüben sein? Ob die Strömung zu stark ist? Zwei Diener sehen sich verlegen an, und keiner mag die Tiefe des Wassers untersuchen. Da taucht am anderen Ufer der kleine, alte, ganz entkleidete Natschabali auf. Stillschweigend ist er mit einem langen Stock vor sich die Tiefe prüfend hinübergegangen. Wir können ihn durch das Rauschen des Flusses gerade nur verstehen, daß wir weiter hinaufgehen sollen, wo das Wasser nicht so tief sei. Gehorsam den Worten des kleinen Furchtlosen wandern wir hin. Ich mache mich bereit zum Durchwaten. Meine Frau besteigt das Pferd, und hinein geht's in den ersten breiten Strom. Unser biederer Koch führt, ein Diener und ich selbst halten meine Frau von beiden Seiten. Die spitzen Steine im Flußbett drücken die Fußsohle empfindlich, aber an Ausruhen ist nicht zu denken. Das Pferd wird unruhig und will hinüber; darum hinein in den nächsten Flußarm. Aber wie werden wir durch den letzten kommen? Die Strömung ist stark und drängt sich brausend an das steile Ufer. Schon sind wir drin. Das Wasser geht bis an die Hüften. Durch laute Zurufe ermutigen wir das Pony und damit uns selbst; denn wir werden von der Gewalt des Wassers mit fortgerissen. Da scheut das Tier an der tiefsten Stelle, und mit einem



Flußübergang auf dem Ziegenfellfloß in den Tälern des Himalaya.

gewaltigen Ruck springt es ans Ufer. Dankend falteten wir die Hände. Der Herr war auch in diesem Wasser mit uns. Jes. 43, 2. Gegenüber ist die Yakkarawane auch eingetroffen. In drei getrennten Haufen wird sie in den Fluß getrieben. Die Vordersten haben gleich das Land erreicht; da scheut ein Yak vor mir, dreht wieder um, und es entsteht ein tolles Durcheinander, bis es schließlich gelingt, die Kisten, wenn auch zum Teil etwas naß, auf das Trockene zu bringen. Noch geht's über eine kleine Ebene nach Sertschu. Dort wollen die Treiber wegen guter Weide noch durch einen Bach; aber dieser ist viel zu voll und reißend, als daß die Yaks hindurchschwimmen könnten. Das Wasser steigt rasch und bedeckt schon die von den Brückenbalken herabgefallenen Bretter zur Hälfte. Trotzdem treiben Tibeter ihre tausend mit Salz und Korn beladenen Schafe hinüber, doch das ist mühsame Arbeit. Ein Mann steht am diesseitigen Ufer und zieht mit aller Macht eines der wasserscheuen Tiere auf die nasse Brücke, zwei oder drei Schafe folgen und werden durch einen zweiten Gehilfen vollends ans Land befördert. So arbeiten sie stundenlang, bis die ganze Herde drüben angekommen ist. — Am nächsten Morgen war das Wasser sehr gefallen. Wir konnten über die Brücke und die Yaks durch den Fluß. Es ist nur ein kurzer Marsch von zwölf Meilen. Wir freuen uns des Blumenreichtums am Wege. Die Berge werden hier auch grün. In K., wo wir rasteten, trafen wir mit Missionar S. Ribbach und seiner Familie zusammen, die nach Leh reisen. Mit ihnen kam ein Bote von Geschwister Hettasch aus Kyelang uns entgegen und brachte Grüße und willkommene Wegzehrung.

Weder Schnee- noch Holzbrücke!

Ducha, den 5. August. Eine Meile hinter Kyelang führt eine standhafte Brücke über den Sertschu; die Yaks sind aber nicht zu bewegen, über eine Brücke zu gehen. Ein Treiber zieht vorn an dem Nasenring, vier andere treiben und schlagen das ängstlich und zugleich wütend werdende Tier mit großen Steinen von hinten. Alles vergebens. Es droht im nächsten Augenblick zur Seite in den Fluß zu springen. Der Versuch muß aufgegeben, die fünfundzwanzig Yaks abgeladen und jede Kiste einzeln hinüber getragen werden. Ein Aufenthalt von drei Stunden. Dann werden die Tiere ins Wasser getrieben. Der Fluß aber ist so tief, daß nur die schwarzen Köpfe der gewaltig gegen die Strömung arbeitenden Yaks zu sehen sind. Sie werden ein Stück abgetrieben und dem einen der Sattel vom Rücken gespült. Endlich ist alles wieder zum Abmarsch bereit, und ich eile voran, über einen von Gletschersteinen übersäten Kegel am Ufer des Yunansees hin, bis wieder ein brausender Gebirgsbach den Weg versperrt. Im Tal liegt viel Schnee, der an einigen Stellen auch den Weg bedeckt. — Allmählich reitet man zur Paßhöhe des Baralatscha hinauf, dort steht wieder ein mit Gebetsfahnen geschmückter Steinhaufen, den fromme buddhistische Pilger errichtet. In der Ferne leuchtet ein schöner dunkelblauer See, rings von hohen Bergen umschlossen. An den Gestaden des Sees erfrischten wir uns an einem zweiten Frühstück; von früh fünf Uhr bis jetzt, zwölf Uhr, hatten wir nichts genießen können. Es gibt aber kein Holz, um Wasser zu kochen, darum müssen wir zwei Spazierstöcke verfeuern. — Von dem klaren Bergsee sticht ein schwarzer, wild ins Tal brausender Strom erschreckend ab. Wir reiten getrost zu der Schneebrücke, die uns Natschi dort unten, jenem schwarzen Felsen gegenüber, gewiesen. Doch vorher geht es noch durch drei gelbe Flüsse, die kein Flußbett haben, sondern sich breit über das Steingeröll ergießen und schließlich den Weg als Lauf gewählt haben. Wir steigen ab und klettern über die Steine bis zu den unfertigen Holzbrücken. Auf einem schmalen Pfad kommen wir zur Schneebrücke. Geschwister Ribbach hatten sie noch gestern überschritten und versicherten uns, daß sie noch eine Woche fest sei. Dort sieht man schon ihren Anfang. Wir kommen näher und näher, aber der ungemütliche

Strom bleibt ohne Ueberbrückung. Die Schneebrücke ist fortgerissen. Noch liegt ein mächtiger Schneeblock im Wasser. Welche Bewahrung und Güte Gottes! Viel Ursache haben wir dem Herrn zu danken, der uns vor ernstem Unfall behütet, der uns heute betroffen hätte, wären wir noch über die im Einsturz begriffene Brücke gegangen! — Aber was nun tun? Hier die eingefallene Schneebrücke, dort die unfertige Holzbrücke! Ratlos setzten wir uns auf die Steine am Weg. Am Oberlauf gab es noch eine Schneebrücke. Bis dorthin ist's aber weit, die Pferde sind müde, das Wasser wird immer reißender, außerdem ist der Schnee von der warmen Mittagsonne erweicht. Darum beschließen wir, auf einem etwas ebenen Sandplatz zu lagern und bis morgen früh zu warten. — Noch spät bei Mondenschein beobachteten wir den Wasserstand des Flusses. Wird es vielleicht Morgen in aller Frühe möglich sein, durch den Strom zu reiten? Um drei Uhr nachts standen wir mit dem Gebet zum Herrn auf, daß er sich auch heute als der lebendig gegenwärtige Helfer erweisen wolle; dann weckten wir die festschlummernden Diener, die bis über den Kopf in Decken gehüllt im Freien schliefen. Mit etwas Herzklopfen, aber im Vertrauen auf den Herrn, machten wir uns auf den Weg. Wo sich der Fluß teilt, sollte ein Durchgang versucht werden. Aber heute schüttelte selbst der sonst so furchtlose Natsch zweifelnd den Kopf; denn furchtbar donnernd trieb das Wasser die runden Steinblöcke hinab. Wie können sie die Beine der Menschen und Tiere verletzen! Da schickten wir nach einem Nomaden, der mit einer langen Zeltstange vorsichtig vor sich fühlend eine Stelle fand, an der wir, ihm folgend, wohlbehalten am andern Ufer anlangten. Wie wir vorher einen heißen Seufzer zum Thron der Gnade emporsandten, folgte jetzt ein inniger Dank. — Nun ging es ohne Weg und Steg über großes Steingeröll zur Straße hinab. Aber ach, ein unheimliches Getöse kündete schon wieder einen neuen vollen Bergbach an. Wieder war es der tapfere Pfadfinder, der sich im fremden, von sonst niemand begangenen Flußbett einen Weg suchte. Hier war es für meine liebe Frau zu lebensgefährlich zu reiten, weil der Strom zu reißend und das Bett zu abschüssig war. Der Tibeter erbot sich, meine Frau hinüberzutragen, und es gelang ihm, indem er sich an einem Diener festhielt. Wie gern gaben wir ihm gleich eine Belohnung! Froh atmeten wir auf, als man uns sagte, daß wir bis Kyelang, unserm nächsten Ziel, nicht mehr unüberbrückte Flüsse passieren müßten! Ganz konnten wir freilich auch der Versicherung nicht trauen; denn wer kann auf dieser Reise voraussagen, was der morgende Tag bringen wird.

Wir ritten nach Zingzingbar hinab, wo eine große indische Handelskarawane übernachtet hatte. Noch fünf Meilen waren bis zu dem Zeltdorf Dosam. Das erste Dorf, was wir seit einer Woche sahen! Dosam ist ein wichtiger, vielbesuchter Handelsplatz für Schafe und Wolle. In Tracht, Lebensweise und Sprache unterscheiden sich die Einwohner von den



Missionsstation Kyelang (Himalaya).

Ladakern, obgleich sie alle Buddhisten sind. — Die Berglehnen werden nun immer grüner; sie sind zur halben Höhe dünn mit Zedern bewaldet. Es sind meist alte, knorrige Bäume. In Darcha begegnen wir der ersten Hängebrücke, die gerade von jemand benutzt wurde und noch stark nachschwankte.

Ankunft am Ziel.

Am nächsten Morgen wurde das Zelt schon um fünf Uhr abgebrochen, denn wir wollten zwei Wegstrecken gehen, um noch am selben Tag in Kyelang einzutreffen. Weit hinauf in einem Seitental kommt man über eine Brücke, und dann geht's am rechten Ufer des Bagha flußabwärts. Wir reiten durch mehrere kleine Dörfer. Auf den Feldern wächst Buchweizen, Gerste und Weizen. Der Weg ist aus den Bergen herausgehauen und windet sich um viele Vorsprünge herum. Jeden Winter wird er durch große Lawinen stellenweis fortgerissen. Wir kommen in einen schönen Zedernwald. Die Bäume erreichen eine beträchtliche Höhe, und unter ihnen sieht man Exemplare, die manchem Herrschaftsgarten zu Hause zur Zierde gereichen würden. Bei einem Durchblick sehen wir das Dorf Kyelang und schauen mit Spannung nach unsern Lieben aus. Da grüßen uns auch schon Bruder Hettasch und Francke, und auf der nächsten Höhe steht meine liebe Schwester (Schw. Hettasch) mit ihrer kleinen Liesel. Die Freude des Wiedersehens war groß. Viel gab es zu erzählen und dem Herrn zu danken, daß er uns in Freud und Leid an seiner Hirtenhand festgehalten hatte.

Die Missionsjungen in Kilimani-Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Von Br. A. Seibt.

Meine lieben Freunde! Als ich im vorigen Jahre 1905 nach Kilimani kam, fand ich mehrere Kinder vor, zwei Knaben und zwei Mädchen. Es waren befreite Sklavenkinder, die der Missionsstation von der deutschen Militärstation Tabora zur Erziehung übergeben worden waren, so lange bis sie sich einmal selbst ihren Lebensunterhalt verdienen können. Von den sechs sind noch zwei Jungen hier. Jetzt haben wir elf Jungen zur Erziehung, und von denen möchte ich Euch etwas erzählen.

In den Monaten Juli bis Oktober 1905 brachte unser Sultan Kazwika (z = s) neun Jungen zu uns, damit sie hier erzogen würden und in die Schule gingen. Außerdem sollen sie sonst noch mancherlei lernen, was für sie später einmal von Nutzen sein kann, z. B. wie ein Garten angelegt, ein Bäumchen verpflanzt wird. Vielleicht kann der und jener auch das Maurern und damit ein ordentliches Haus bauen lernen. Natürlich werden sie auch mit Gottes Wort und unserm Heilande bekannt gemacht. Das kann einmal für die Mission von großem Segen sein. Denn die hinzugekommenen neun sind keine befreiten Sklavenkinder, sondern Söhne von Sultanen und ihren Verwandten, und zum Teil sind sie ziemlich weit hergekommen.

Zunächst will ich Euch mit unsrer Kinderschar bekannt machen. Da ist Mavuga, ein ehemaliges Sklavenkind. Er ist ein im ganzen gutmütiger Junge, aber er ist reichlich dumm. Dafür kann er nichts, wenn er sich aber mehr zusammennähme, könnte er weiterkommen. Ebenfalls früheres Sklavenkind ist Msafiri. Der hat es hinter den Ohren, besonders wenn es gilt, Dummheiten auszuführen. Kommt dann die Dummheit an den Tag, so versteht er es vortrefflich, den Unschuldigen zu spielen. Und wie kann er bitten, wenn er einmal wohlverdiente Schläge empfängt! Es könnte Steine erweichen. Sein Nebenmann heißt Masanja (j = dj) und ist ein Königskind, dessen Heimat etwa fünf Stunden von hier entfernt liegt. Ein strammer Bursche, es gehen ihm Essen und Nichtstun fast über alles. Um eine Arbeit drückt er sich, wie und wo er nur immer kann. Dagegen macht er sich in der Schule ganz nett.

Drei weitere sind sogenannte vanangwa, d. h. etwa Kronprinzen. Wenn ihre Väter sterben, so ist Aussicht, daß sie einmal Sultane werden. Kaswa heißt unsers Sultans Aeltester. Für sein Alter ist er klein und schwächlich, darum meidet er auch Händel mit anderen, weil er sie fürchtet. Aber manchmal geht auch sein heißes Blut mit ihm durch, und dann kann er sehr böse werden. Im allgemeinen ist er aber lieb und nett und sehr dienstwillig. Schade, daß es in der Schule ziemlich schwach mit ihm geht!

(Fortsetzung folgt.)

Rätsel.

1. Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?

2. Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

3. Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher;
Der reißt die Brücke eilig nieder;
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Schiller.

Quittung.

Mk. 1.50 Frau Forstwart Dietz, Eichelberg (o./A. Weinsberg).
Mk. —.50 von einer Schwester in Niesky durch Br. Weigel für das Bestehen der Blätter dankend empfangen

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1907. 8. Jahrgang.

Ein Tauffest im Freien.

Die erste Taufe in Sikonge (Deutsch-Ostafrika.)

Bruder Karl Büttner, von dem wir schon mehrfach Mitteilungen erhielten (s. Nr. 1 und 2), erzählt uns heut eine der Geschichten, welche die großen und hoffentlich auch die kleinen Missionsfreunde besonders gern hören, nämlich von einer Taufe. Darauf zielt ja die Arbeit eines Missionars ab, die Heiden in die christliche Kirche einzuführen. Möchte auch in der gegenwärtigen Osterzeit manch eines der schwarzen und braunen Menschenkinder zur Taufe gelangen!

Bruder Büttner schreibt: Heute möchte ich Euch, liebe Kinder, von unserer ersten Taufe hier in Sikonge erzählen! Sie fand statt am 23. Juli 1905 und zwar an einem herrlichen Montag Morgen. Kein Wölkchen war an dem tiefblauen Tropenhimmel zu sehen, die Sonne sandte uns ihre blendenden Strahlen in ihrer vollen Stärke. Und das war gut so, denn wir mußten die Taufhandlung im Freien halten. Der Schulsaal, in dem wir sie hätten halten können, war zu klein, viel zu klein. Heute erwarteten wir eine Menge Gäste, große und kleine, schwarze und weiße, die alle an unserem Festtag teilnehmen und unsere Freude durch ihren Besuch erhöhen wollten. Einen Tag vorher war schon Br. Hennig, der von Deutschland gekommen war, um unser ganzes hiesiges Missionswerk in Augenschein zu nehmen, mit Br. Stern, Geschw. Hartmann und Br. Rapperlié eingetroffen, und am Tauftag selbst, schon in aller Frühe, waren auch unsere lieben Schwarzen gekommen, unsere Schulkinder, die Burschen und die Mädchen, auch Mütter mit ihren watotos wadogo, d. h. kleinen Kindern, auf dem Rücken — ein komischer Anblick — und viele Männer. Eine große Freude für den Täufling war auch der Besuch der beiden Christen aus Kitunda: Johannes und Andreas. Außerdem nahmen die höchsten Würdenträger unseres großen Ngulureiches an der Feier teil. Selbst unser Knabenkönig Kanyanga, wohl kaum 12 Jahre alt, war mit seinem ganzen königlichen Stab erschienen und auch die Bibi Kanga, die Regentin von Sikonge, fehlte nicht. Sie alle nahmen nun Platz in unserem Stationshof unter einem großen Baum, der mit seinen weitverzweigten und dichtbelaubten Aesten den nötigen Schatten bot. Stühle und Bänke gab es natürlich nicht, die Leute hockten auf einfachen, im Halbkreis herumgelegten Brettern mit überschlagenen Beinen. Auf der Veranda standen, vom Dach des Hauses noch überdeckt, wie sonst in der Kirche, das Rednerpult und das Taufbänkchen, welches Br. Brauer zu diesem Tag machte, und daneben das große schöne Harmonium von Geschw. Brauer, auf dem Br. Hennig unsern Gesang begleitete. Den Schwarzen gegenüber saßen wir Missions-Geschwister in einem Halbkreis, auf der einen Seite des Pultes die Brüder, auf der andern die Schwestern.



Dorfbesuch eines Missionars in Deutsch-Ostafrika.

Diese hatten auch das Rednerpult mit einer weißen Decke geschmückt, die ein aus Blättern zusammengesetztes Kreuz trug. So hatte auch das Aeußere ein festliches und feierliches Gepräge. Und als nun um $^1/_2$9 Uhr Br. Hennig mit kräftigen Akkorden auf dem Harmonium einsetzte, da hatten wir eine große, still lauschende Menge von etwa 200 Leuten vor uns, denen Br. Stern, nach Gesang einiger Verse, in der Festpredigt die Bedeutung der Taufe erklärte. Dann sangen wir wieder einige Verse, denn Musik und Gesang lieben unsere Leute sehr, darnach sprach ich zu dem Täufling, dessen Heidenname Mali ya Numbani war und der nun in Christi Tod getauft werden sollte und dabei den neuen Namen Samueli d. h. „von Gott erbeten" erhielt. Pate standen Br. Hennig und Br. Stern, sie legten ihm auch die Hände beim Segnen auf. Er hatte ja auch feierlich bekannt und öffentlich versprochen, dem Heiland, der nun auch sein Heiland ist, nachzufolgen und alles Böse und Heidnische zu lassen. Nach dem Segen sangen wir noch einige Verse und dann gingen wir dankbaren Herzens auseinander.

Nun werdet ihr fragen, womit habt ihr denn getauft, wir haben euch ja erst später die Taufkanne und das Taufbecken geschickt? Ja, liebe Kinder, wir haben uns recht einfach behelfen müssen, nämlich mit einem Wasserbecher und einer Kuchenschale und sind Euch deshalb von Herzen dankbar, daß Ihr uns ein so hübsches Taufgerät gesandt habt. Es kam sehr gut an, und als ich es dem neuen Christen zeigte und ihn fragte, was das wäre, sagte er sofort: „zum Taufen", und dann mußte ich ihm auch noch den daraufstehenden Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" übersetzen. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Ebenso aber freuten auch wir uns, und alle Geschwister, die es sahen, fanden es sehr hübsch. Wir danken Euch herzlich für all Eure Mühe und Liebe, die Ihr unsern armen, schwarzen Heiden damit erwiesen habt. Samueli aber sendet Euch einen herzlichen Gruß, wie man hier sagt: ein salaam save — „großen Frieden".

Und nun zu dem Dank noch die Bitte! Betet für uns, daß der Heiland uns viele Leute zuführt, die ihre Herzen ihm übergeben und die wir taufen können. Dann wird auch Ener hübsches Geschenk oft zur Verwendung kommen und Euer immer dankbar gedacht werden. — Mit herzlichem Gruß Euer dankbarer Bruder

K. Büttner.

Die Missionsjungen in Kilimani-Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Von Br. A. Seibt.

1. Die Knaben und ihr Charakter.

Fortsetzung.

Ein großer, starker Bursche ist Kilatu. Seine Heimat Ukumbi liegt 2 Tagereisen von Kilimani-Urambo. Er spielt eine Art Führerrolle, denn wie er pfeift, so tanzen die andern Knaben. Lustig war es, wie er sich fürchtete, als er den kleinen Theo von Geschwister Stolz zum ersten Male sah. In großem Bogen ging er um ihn herum. Sogar dessen Puppe anzurühren fürchtete er sich, weil er sie für ein Kind hielt. Bald wurde er jedoch sehr vorlaut; da mußte er ermahnt werden. Seitdem ist er nett. In der Schule stellt er seinen Mann. Ebenfalls

aus Ukumbi stammt Mulolwa, ein kleiner, drolliger Kerl, der aber auch nicht das Pulver erfunden hat. Der kleine Kazwika ist ein Verwandter vom Kaswa. Der ist eine kleine Kratzbürste. Wenn es einmal Streit gibt, kann ich sicher sein, daß er entweder die Ursache war oder jedenfalls an der Sache beteiligt ist. Sehr schwach begabt ist Kushoka. Maganga ist der Sohn der Schwester unsers Königs, der Mugoso, einer großen mächtigen Königin. Mavula ist groß und stark, aber er stottert etwas, und das hindert ihn in der Schule sehr. Ein rührender kleiner Kerl ist endlich Madili. Er scheint im Wachstum zurückgeblieben zu sein, wohl weil er krank ist. Auch er ist nicht sehr erleuchtet. Das sind unsere 11 Jungen.

Im allgemeinen sind sie artig. Aber Zank und Streit kommen auch vor. Da muß man eben dazwischen fahren, mit Worten oder mit der Tat. Ganz ohne Schläge geht es auch hier nicht ab. Dazu gibt Veranlassung Lüge, Diebstahl oder Trotz, oder der Gebrauch häßlicher Schimpfworte. Anfangs liefen so Gestrafte einfach fort, sie kamen jedoch von selbst wieder. Jetzt tun sie das nicht mehr. Halten sie die Strafe für gerecht, dann lassen sie sie ruhig über sich ergehen. Ist sie dagegen nach ihrer Meinung ungerecht, dann können sie das nicht sogleich vergessen. Aber es ist oft sehr schwer, die Wahrheit zu erfahren, ja vielfach hört man sie garnicht. Denn leider lügen die Schwarzen sehr. Da gilt es einen fortwährenden Kampf gegen die Lüge zu führen. Ausreden haben die Leute hier immer zur Hand. Man muß geradezu staunen, wie schlau die Eingeborenen sind. Etwas besser ist es mit dem Lügen mit Gottes Hilfe schon geworden. Wann wird es dahin kommen, daß alle die Wahrheit reden?

2. Wo wohnen die Knaben?

In einem der Nebengebäude, das an unser Haus grenzt, haben die Jungen eine Stube, das ist ihr Wohn- und Schlafgemach. Von Wohnstube kann man eigentlich nicht reden, denn sie halten sich fast immer im Freien auf. So ist der Raum eigentlich nur Schlafstube. In ihr stehen 3 Bettstellen; nicht solche, wie Ihr sie habt. Es sind einfache Gestelle, mit einem Geflecht von Rindenstricken versehen. Darauf legen die Burschen Matten aus Gras, und auf diesen schlafen sie. Zum Schlafen wickeln sie sich in eine rote wollene Decke ein. Haben sie keine Bettstellen, dann legen sie ihre Matten



Missionshaus in Kilimani-Urambo (Deutsch-Ostafrika).

auf den Erdboden. Da kann es denn vorkommen, daß sie von den Ratten benagt oder von einer Art Wanderameise, die heftig beißt, belästigt werden. In letzterem Falle holen sie schnell Stroh und verbrennen diese Plagegeister. Ehe sie jedoch schlafen gehen, hocken sie meist in der Küche am warmen Ofen; denn diese Naturkinder sind sehr empfindlich gegen Kälte. Besonders in der Regenzeit muß man darauf achten, denn da kann es allerdings sehr kühl werden.

3. Was und wie essen die Knaben?

Gewiß möchtet Ihr auch gern wissen, was die Knaben essen. Wie alle Eingeborenen essen sie hauptsächlich vugali, das ist ein Brei aus Reis-, Mais- oder Kafferkornmehl. Das Reiben des Mehls ist Sache der Frauen. Dazu gebrauchen sie einen ziemlich großen Stein, der etwas ausgehöhlt ist. Dieser liegt auf der Erde, und auf ihm reiben sie nun mit einem kleinen Steine den Reis, den Mais oder das Kaffernkorn zu Mehl. Beim Mais wird das Mehl oft auch durch Stampfen gewonnen. Das Kochen wird ebenfalls von den Frauen besorgt. In einem schwarzen Topfe wird erst Wasser gekocht, dann das Mehl in das kochende Wasser getan und mit einem hölzernen Löffel solange gerührt, bis der Brei fertig ist. Letzterer muß so steif sein, daß der Löffel darin stehen kann. Zu dem vugali gibt es entweder eine Art Gemüse oder auch Fleisch. Ehe gegessen wird, waschen sich alle die Hände, dann setzen sie sich im Kreise um den Topf und nun geht es los. Am bequemsten essen sie mit den Fingern. Sie greifen in den Topf, holen sich ein Stück vugali heraus, formen es erst in der Hand und versehen es mit einer Vertiefung, schöpfen damit etwas Gemüse oder Brühe und lassen dann diesen Bissen im Munde verschwinden. Schmeckt es ihnen sehr gut, dann schmatzen sie recht tüchtig. Wenn sie satt sind, waschen sie sich wieder die Hände. Man sieht es ihnen auch dann an, daß sie satt sind. Zu Weihnachten bekamen die Knaben Löffel geschenkt. Anfangs aßen sie auch mit ihnen; aber sie waren ihnen doch nicht so recht bequem, und sie essen daher jetzt wieder mit den Fingern. Sehr gern essen sie auch Bataten und geröstete Erdnüsse. In der Regenzeit essen sie meist gekochte getrocknete Bataten. Fleisch essen die Schwarzen fürs Leben gern. Wie oft sind mir schon Hühner verendet oder auch Ziegen. Ließ ich da das Fleisch wegwerfen, schnell holten sichs dann die Burschen wieder und verspeisten es mit dem größten Wohlbehagen. Auch ists ihnen einerlei, ob das Fleisch frisch ist, oder ob es schon recht unangenehm riecht. Würdet Ihr da mitmachen? Ganz gewiß nicht; wir auch nicht. Gewöhnlich essen die Eingeborenen nur einmal am Tage und zwar meist zu Mittag.



Einige „Missionskinder“ in Kilimani-Urambo.

4. Was arbeiten und spielen die Burschen?

Herumlungern und den ganzen Tag faulenzen, das dürfen unsere Jungen nicht. Arbeit gibt es ja schließlich immer. Sie müssen Mais ausschälen, Erde tragen, Gras jäten, Felder düngen, ihre Felder bestellen, den Hof reinigen, die Ziegen hüten u. s. w. Gerade sehr freiwillig machen sie diese Arbeit nicht, man muß sie erst dazu nötigen. Am Nachmittag haben sie frei. Da geben sie sich meist dem Spiel hin. Sehr lustig ists, wenn sie aus Erde allerlei Sachen, meist Tiere, formen, z. B. Rinder mit sehr großen Hörnern und großem Buckel, Esel und dazugehörige Reiter, Soldaten u. s. w. Damit spielen sie dann. Viel Vergnügen bereitet es ihnen auch, wenn sie sich Bilder ansehen können. So wissen sie sich die Zeit zu vertreiben. (Schluß folgt.)

Rätsel.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke, und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
2. Der höchsten Schiffe höchste Masten zieh'n unter ihrem Bogen hin;
sie selber trug noch keine Lasten und scheint, wenn du ihr nahst, zu flieh'n.
3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet, sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet, und wer sie künstlich hat gefügt.

Quittung.

Mk. 100.— von S. G. für unser Heidenmissionswerk mit herzlichem Dank empfangen

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1907. 8. Jahrgang.

Sonntagsschulfeste in Bluefields (Moskitoküste)

am 14. und 16. März 1906.

Von Bruder P. Colditz in Bluefields.

Da wir Missionare im Moskitolande in den letzten Jahren keine Tagesschule halten durften, begrüßten wir es mit desto größerer Freude, daß es uns noch möglich war, Sonntagsschule zu halten. Und der Einfluß, der durch diese auf die Kinderwelt ausgeübt wird, ist ganz bedeutend. Das zeigte sich wieder einmal bei der vorjährigen Jahresfeier im schönsten Lichte.

Geplant hatte man für diesen Tag für die kleineren Kinder ein Liebesmahl, während die älteren einen Ausflug machen sollten und zwar nach der Bluff, dem Bluefields vorgelagerten Riff und dem Meeresstrande. Am Sonntag vorher wurden deshalb in beiden Sonntagsschulen, im Mittelpunkt der Stadt und in dem Stadtteil Old Bank, wo ich als Missionar tätig bin, zweierlei Karten ausgegeben, nämlich einmal solche, welche zur Teilnahme an dem Liebesmahl, und solche, welche zur Teilnahme an dem Ausflug berechtigten. Dabei wurde den Kindern gesagt, daß kein größeres Kind eine Karte für das Liebesmahl nehmen sollte, denn das sei nur für die kleineren, welche am Ausflug nicht gut teilnehmen könnten, bestimmt. Immerhin waren manche vor eine Entscheidung gestellt, denn das Liebesmahl hatte doch etwas sehr Verlockendes für alle. Doch waren nur wenig ältere Kinder, welche eine Liebesmahlkarte vorzogen; und einigen wurde es nach ein paar Tagen wieder leid, und sie tauschten ihre Karte noch um.

1. Das Liebesmahl.

Mittwoch, den 14. März, vormittags 11 Uhr fand dann das Liebesmahl in der Old Bank-Kapelle statt. Dazu erklangen eine halbe Stunde vorher von beiden Kirchen die Glocken. Früher war es Sitte, daß die Kinder von Old Bank mit Banner und Gesang den vom Mittelpunkt der Stadt Kommenden entgegen zogen und sie dann in die Old Bank-Kapelle geleiteten. Seitdem das verboten ist, müssen jene Kinder sehen, wie sie ohne viel Aufsehen hierher gelangen. Und das ging auch ganz gut. Das Liebesmahl verlief in schönster Ordnung. Es wurde gesungen, gegessen und Limonade getrunken. Viele aßen ihr Brödchen nicht gleich, sondern wickelten es in ihr Taschentüchel und nahmen es ganz vergnügt mit nach Hause. 213 Kinder hatten am Liebesmahl teilgenommen, darunter ziemlich kleine Geschöpfe, aber alle waren schmuck gekleidet. Daß ihnen das Liebesmahl wirklich Freude bereitet hatte, konnte man auf allen Gesichtern lesen.

Am Abend des Tages fand dann noch ein von den Kindern beider Sonntagsschulen in der großen Kirche abgehaltenes Konzert statt, welches zwei Stunden dauerte und allgemein befriedigte. Das Programm zeigte 28 Nummern: Ansprachen, Deklamationen,



Die Eisenbahn und das Dampfschiff mit den Bluefieldser Sonntagsschulkindern bei ihrem Ausflug. Im Vordergrund Bananen.

Quartettspiel, Einzel- und Chorgesänge. Ein großer Teil der Eltern und Freunde hatte sich dazu eingefunden und erfreute sich an dem Gesang und den übrigen Leistungen ihrer Kinder. Eine Kollekte, welche dabei erhoben wurde, ergab fast 40 Mark und diente zur teilweisen Deckung des Liebesmahls; nur den Rest zahlte die Sonntagsschulkasse.

2. Der Ausflug auf dem Dampfer und der erste Anblick der Eisenbahn.

Freitag, den 16. März, fand dann mit den größeren Kindern der Ausflug statt, und zwar ging es nicht nach der Bluff, denn das wurde in der letzten Stunde nicht erlaubt, weil dort Überschreitungen der militärischen Grenze stattfänden, sondern es ging nach Kukra, einer Plantage, welche Amerikanern gehört und ungefähr 20 englische Meilen nach Norden zu liegt, halbwegs nach Magdala. Die Enttäuschung war anfangs groß; doch schließlich stellte es sich heraus, daß es Vielen so lieber war, denn sie hatten den Ort noch nicht gesehen. Und dazu kam noch, daß uns der Leiter der Dampfschifffahrtsgesellschaft freundlichst den großen Flußdampfer „Bananero" für den ganzen Tag unentgeltlich zur Verfügung stellte.

Um 3/4 6 Uhr früh läutete die Glocke der großen Kirche, und von allen Seiten strömten die jugendlichen Teilnehmer herbei. Viele schleppten schwere Körbe mit sich, welche Mundvorräte bargen, denn in unserm Lande gibt es außerhalb der Ortschaften so gut wie nichts zu kaufen. Noch fand in der Kirche ein Morgensegen statt, in dem wir den Schutz Gottes für unser Vorhaben herabflehten. Dann ging es zur Landungsbrücke, an dessen Seite die Bananero lag. Vor dem Einsteigen mußte Jedes seine Karte vorzeigen. 300 Karten waren ausgegeben worden. Bald war das geräumige Schiff, das zwei über einander gelegene Decks hat, vollständig besetzt. Unter frohem Jubel setzte sich das Schiff in Bewegung. Zuerst ging die Fahrt auf der Bluefields-Lagune hin, bald aber bogen wir in den Kukra-Fluß ein, der im Norden in die Lagune mündet und an beiden Ufern mit Busch bewachsen ist. 3—4 Stunden lang sollten wir nichts anders als solchen Busch sehen. An Bord herrschte ein munteres Treiben. Wenige nur saßen still da, die meisten wogten hin und her, hinauf und hinab. Bald regte sich auch die Sangeslust und Sankeylieder, dann aber auch auswendig gelernte Konzertstücke hallten durch den Busch. Später regte sich die Eßlust, und ein Jedes griff zu den mitgebrachten Vorräten. Wir Missionare wurden den ganzen Tag über von freundlichen Schwestern glänzend bewirtet und mußten unsere eignen Vorräte wieder mit nach Hause nehmen.

Mittags 12 Uhr war Kukra erreicht. Hier war zunächst außer dem Busch und einem Arbeitsschuppen

nichts zu sehen, bald aber, welch ein Wunder für Viele, und welch ein Ereignis! Eine Eisenbahn! die mit schrillem Pfiff aus dem Busch heraus gepustet kam. Ein allgemeines lautes Aufjubeln! Doch bald verschwand der Zug wieder, ebenso schnell wie er gekommen war. Nun litt es die Meisten nicht mehr an Bord der Bananero, was halbwegs laufen konnte, marschierte ab, den Schienenweg entlang nach dem Innern zu, um dort die Wunder zu schauen, die es zu sehen gab. Die Sonne brannte entsetzlich heiß, und die Bananenhaine zu beiden Seiten gewährten auch nur wenig Schatten. Nicht allen gelang es daher, die große Gummianpflanzung der amerikanischen Gesellschaft zu schauen, auch nicht das Eingebornendorf, wo die Wesleyaner eine Kirche zu bauen begonnen haben; sie mußten beim ersten Lagerplatz, dem Wohnsitz des freundlichen Leiters der Gesellschaft, Halt machen. Dieser, ein Canadier, lud die Zurückbleibenden freundlichst ein, in seinem Hause zu weilen, wobei er ihnen die Telephoneinrichtung erklärte, welche 4 Niederlassungen verbindet. Wie lustig und interessant war den Kindern das fortwährende Geklingel und das Sprechen in den Draht hinein!

Schließlich gewährte der freundliche Herr uns sogar noch eine Fahrt auf seiner Eisenbahn! Wenn die Teilnehmer da auch stehen mußten, so war doch dieses Vergnügen für alle, welche das Glück hatten, mitzufahren, die Krone der Jahresfeier. Um 3 Uhr nachmittags, als der letzte Zug mit Kindern aus dem Busch wieder zurückgekommen war, wobei sich Viele mit Zuckerrohr bewaffnet hatten, war es auch Zeit zur Rückfahrt nach Hause. Noch wurden die Karten eingesammelt, dann durfte ein Jedes wieder seinen Platz auf der Bananero einnehmen, und als das geschehen, setzte sich die Maschine des Schiffes in Bewegung. Ein nicht endenwollendes Pfeifen der Lokomotive, das von der Bananero aus erwidert wurde, war der Ausdruck dafür, wie willkommen unser Besuch hier im Busch gewesen war. Wir alle schieden mit freudigem Danke von den liebenswürdigen Zurückbleibenden.

Nun ging es wieder heimwärts, doch das Erlebte hatte stark an den Kräften des Leibes gezehrt, und diesem mußte daher durch die mitgebrachten Vorräte wieder aufgeholfen werden. Für uns Missionare wurde wieder freundlichst ein Mahl bereitet, welches wir mit großem Danke annahmen. Neugestärkt wurde dann noch einmal zu den Sankeys, dem Liederbuch, gegriffen, und ein Jeder durfte irgend ein Lied vorschlagen, das dann gesungen wurde. So vergingen die Stunden unter fröhlichem Gesang, und immer noch singend, fuhren wir wieder in die Bluefields-Lagune ein. Es war inzwischen bereits Nacht geworden. Viele waren auch müde, und so ging das Aussteigen an der Landungsbrücke sehr ruhig vor sich und stille zog ein Jedes nach Hause. Aber noch lange lebte im Herzen die Erinnerung an diesen prächtigen Ausflug; und wir danken es dem Herrn noch heut, daß er uns diesen Tag der Freiheit und der Freude geschenkt und auch alle vor Unfall bewahrt hat. Ihm seien auch für die Zukunft die Kinder unserer Sonntagsschulen ans Herz gelegt, und die Leser alle seien gebeten, ihrer zu gedenken.

Mit herzlichem Gruß dein Bruder P. Colditz.

Die Missionsjungen in Kilimani-Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Von Br. A. Seibt. (Schluß.)

Am Vormittag gehen sie mit den anderen Kindern zur Schule und lernen da lesen, schreiben, singen und bibl. Geschichte. Sie singen ungeheuer gern. Bei der Arbeit singen sie sehr viel. Dann weiß man aber auch, daß sie arbeiten. Wie schön war es z. B. vor Weihnachten! Da saßen sie abends auf unsrer Veranda und sangen die schönen Weihnachtslieder. Wenn ihnen ein Vers besonders gut gefällt, dann singen sie ihn, ach, wie oft! und sind dabei fröhlich und guter Dinge. Die Schule wird im Oberraum unseres Hauses gehalten, dessen Bild ihr in der vorigen Nummer (Seite 15) saht.

5. Wie verbringen die Knaben den Tag?

Der Tageslauf ist folgender: Morgens, etwa ½7 Uhr, stehen die Burschen auf. Dann waschen sie sich. Dies wird jedoch nicht gerade sehr gründlich besorgt; denn sie waschen sich eigentlich nur das Gesicht. Sie vergessen aber nie, den Mund auszuspülen. Und auf das Zähneputzen verwenden sie ziemlich viel Zeit den Tag über. Darum haben die Schwarzen auch so schöne, blendend weiße Zähne. Um 7 Uhr ist Morgensegen. Nachher ist ihre erste Arbeit, daß sie ihre Stube kehren. Dann gibt es andere Dinge zu tun. Um 8 Uhr wird die Glocke geläutet. Das ist das Zeichen für alle Kinder, daß sie zur Schule kommen sollen. Der Schulanfang wird durch eine



Ein Tapier in Nicaragua. Momentaufnahme von Br. K. Großmann bei seiner Reise auf dem Wangksfluß. November 1905.

kleine Handglocke zu erkennen gegeben. Gewöhnlich geschieht dies um 1/2 9 Uhr. Oft wird es aber auch etwas später, wenn ich am Morgen viel Arbeit habe. In seltenen Fällen nur halten meine 3 schwarzen Gehilfen ganz allein Schule. Nach der Schule geht es wieder an die Arbeit bis zu Mittag. Meist um 12 Uhr essen unsre Jungen zu Mittag. Die Zeit nachher benutzen sie zum Baden oder zum Spielen mit andern Kindern. Sie müssen aber erst um Erlaubnis dazu bitten. Auf der Station muß bis mindestens 1/2 3 Uhr Ruhe sein, da wir Europäer da ruhen müssen. Um 5 Uhr gehen die Knaben mit uns spazieren oder vergnügen sich bei den Rindern. Abends zwischen 9 und 10 Uhr gehen sie dann zur Ruhe. So geht es mehr oder weniger einen wie alle Tage. Eine Ausnahme macht nur der Sonntag, weil es da keine Arbeit gibt. An diesem Tage gehen sie meist spazieren, z. B. um den König zu begrüßen oder ihre Verwandten oder Freunde zu besuchen. Aber immer fragen sie mich erst; denn ich will wissen, wo sie sich aufhalten.

Nun bin ich fertig. Aber warum habe ich Euch denn das alles geschrieben? — Ich möchte gern, daß Ihr unsre schwarzen Kinder auch ein wenig lieb habt und für sie betet. Denn wir möchten gern, daß sie einmal Christen werden und Kinder unsers himmlischen Königs, unsers Heilands Jesus Christus. Das helfe Gott!



Auf der Reise in Deutsch-Ostafrika.

Auf die Reise nach Deutsch-Ostafrika

gehen in diesem Frühjahr wieder einige Missionare; und wir wollen ihrer gedenken. Bruder Noak schwimmt schon und wird das Unyamwesiland wohl im Juni erreichen; nach dem Nyassagebiet ziehen Anfang Mai aus Geschwister Joh. Häfner, Oskar Gemuseus, Bruder Uhlmann und Schwester Gründel. Der treue Gott geleite sie, auch auf den mühsamen Wanderungen ins Innere des Landes, die das Bild uns vor Augen führt!



Rätsel.

Die ersten Zwei sind eine Frucht; — Der Rechner ernst die Dritte sucht. — Das Ganze — sagenhaft ein Greis, — Die Mähr von ihm wohl Jeder weiß.

C. Th. Dahl.

Quittung.

Von Th. Kögel-Döbrichau ein Paket Stanniol empfangen, wofür herzlich dankt die

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.66, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1907. 8. Jahrgang.

Ein Morgenbesuch auf der Missionsplantage Beekhuizen in Suriname.

Von Br. Walter Feldmann.

1. Die Bahnfahrt.

Ein Morgenbesuch?! Gewiß, denn je früher am Tage man in den Tropen einen Besuch unternimmt, besonders auf das Land, desto angenehmer und kühler ist es noch. Wir wickeln uns also etwas früher als gewöhnlich aus unsern Moskito-Netzen. Um 6 Uhr fährt der erste Zug vom Stadtbahnhof Paramaribo ab, und es heißt pünktlich zur Stelle sein, denn die Zeit wird genau inne gehalten, trotzdem wir in den Tropen sind. Eine bunte Menschenmenge drängt sich in dem schmucken Stationsgebäude, jeder sucht durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit des Fahrkartenverkäufers zuerst auf sich zu lenken. Negerenglisch, hindostani, malaisch, javanisch, chinesisch, holländisch, alles schwirrt durcheinander. Endlich hat auch das letzte Kulimutterchen ihre Karte nach vergeblichem Feilschen erhalten, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Langsam fährt er durch die Straßen der Stadt. Wir kommen an dem Marktplatz vorbei, auf dem sich schon ein buntes Treiben entwickelt, dahinter wälzt in majestätischer Ruhe die breite Suriname ihre schmutzigen Fluten dem Ozean zu, während am Horizont die blutrote Sonne ihren siegreichen Kampf mit den Morgennebeln beginnt. — Eine solche Eisenbahn ist doch etwas gar zu Wunderbares, denkt der Einheimische. Sprachlos oder mit lautem Johlen starrt er dem Zuge nach, Fenster und Türen tun sich auf, alles will den seltsamen Anblick genießen. Auch die Kinder des Urwaldes, die Indianer und Buschneger, stehen grinsend am Wege oder versuchen sogar einen Wettlauf, den sie nicht selten sogar gewinnen.

2. Der Stationshof in Beekhuizen.

Die Stadt liegt hinter uns, und bald haben wir auch unser Ziel, die Haltestelle Saron, erreicht. Auf einem sauber gehaltenen festen Muschelweg kommen wir nach der Plantage Beekhuizen. Da liegen die weißgetünchten Gebäude breit und behäbig in der Morgensonne da. Dahinter erhebt sich ein hoher Wald, und man könnte sich in einen deutschen Wald mit einem Försterhaus versetzt denken, wenn nicht hie und da Kokosnußpalmen ihre schlanken runden Stämme hoch in die Luft streckten. Rechts und links vom Wege dehnen sich große Weideflächen aus, auf denen sich Tags über das Vieh der Station sein Futter sucht. Eine kleine Brücke führt über den Entwässerungsgraben der Plantage, und gleich darauf treten wir durch ein gemauertes Tor in den Hof ein.

Das Haupt- und Wohngebäude für den europäischen Verwalter ist ein altes holländisches Pflanzerhaus mit breiter Veranda auf zwei Seiten. Vor demselben hat ein kunstliebender Mijnheer (Herr) vier Marmorstatuen aufstellen lassen, die freilich durch den Einfluß



Gebäude unsrer Missionsfarm Beekhuizen bei Paramaribo, Suriname.

Nachdem man die Arbeit gründlich besprochen und dem schwarzen Aufseher noch einige Weisungen erteilt hat, begeben sich die Leute langsam nach ihrer Arbeitsstätte. Eile kennen sie nicht. Wozu auch! Was heute nicht fertig wird, kommt morgen auch noch zurecht. Alles antreiben hilft nichts, und der Europäer gewöhnt sich auch mit der Zeit daran.

der Witterung sehr bedenklich an Schönheit eingebüßt haben. Alle Reinigungsversuche sind erfolglos, immer schwärzer werden die Statuen, und bald könnte man sie für Neger ansehen. — Auf der andern Seite des Hauptgebäudes liegen zwei langgestreckte niedrige Häuser, in denen früher die Sklaven untergebracht waren. Jetzt dienen sie noch als Wohnungen für Plantagenarbeiter und zu Wirtschaftszwecken. Einige mächtige Brotfruchtbäume beschatten einen tiefen Brunnen, aus dem sich die Leute ihr Wasser holen. Die Europäer benutzen nur Regenwasser, das in Dachrinnen aufgefangen und in großen gemauerten Zisternen aufbewahrt wird.

3. Die Arbeitsverteilung.

Inzwischen ist es 7 Uhr geworden. Vor dem Haupttor hat sich eine Schar Männer und Frauen angesammelt, die Arbeit haben wollen. In kleinen Gruppen stehen sie beisammen, hier die Neger, dort ostindische Kulis. Auch einige Javanen haben sich eingefunden, die in ihren bunten weiten Beinkleidern und langem, schwarzem Haar einen etwas weichlichen Eindruck machen. Es gibt aber kräftige Gesellen unter ihnen, die das schwere Werkzeug mit der gleichen Leichtigkeit führen können, wie die Neger. Auch bei der Arbeit hält man diese verschiedenen Völker getrennt, es kann sonst leicht zu Reibereien und Tätlichkeiten kommen. Der Kuli hat sich durch seinen Geiz und Jähzorn sehr unbeliebt gemacht. Man muß ihn sehr vorsichtig behandeln, denn wenn er sich auch nur in einer geringen Summe übervorteilt glaubt, ist er im stande, einen Mord zu begehen. Man verwendet ihn am liebsten im Kuhstall. Als einem Anhänger der Lehre Buddhas hält er das Rind für ein heiliges Tier, und nie wird er sich zu Tätlichkeiten gegen dasselbe hinreißen lassen.

4. Das Vieh.

Kaum sind die letzten Frauen mit ihren großen Körben auf dem Kopf und dem langen Buschmesser in der Hand verschwunden, so tut sich das große Stalltor auf und heraus kommen in feierlichem Schritt eine hinter der andern an uns vorüber die **Milchkühe**. Für einen Kenner von Rinderrassen ist das ein höchst interessantes Schauspiel. Neben der hochgezüchteten Holländerkuh, die in Europa über 30 Liter Milch am Tage gab, kommt die kleine einheimische Kuh, deren höchster Ertrag nicht über 6 Liter täglich geht. Zur Verbesserung der Rasse sind noch aus Trinidad indische Buckelrinder, Zebu, eingeführt worden. Ob es die ihnen ungewohnte europäische Kleidung oder die weiße Gesichtsfarbe ist, kurz, einem Europäer gehen sie gern zu Leibe, während sich die Kulis sorglos unter ihnen bewegen. Einen Zaun von 6 Fuß Höhe nehmen sie mit Leichtigkeit. In Indien werden sie ja auch als Reit- und Wagentiere gebraucht. —

Was kommt denn da so plump und schwerfällig aus dem Stall? Die Tiere sehen ja aus wie Dickhäuter! So ganz unrecht ist der Vergleich nicht. Mit ihrer grauen, haarlosen Haut und dem kurzen Schwanz könnte man sie für kleine Elefanten halten. Es sind **indische Wasserbüffel**, die vor einigen Jahren in Suriname eingeführt wurden, um als Zugtiere Verwendung zu finden. Sie haben mächtige, dreieckige Hörner, mit denen sie sich an feuchten Plätzen große Löcher in den Boden wühlen. Mit Vorliebe liegen sie stundenlang bis an die Nasenlöcher im Schlamm oder Wasser und geben nur durch ein gelegentliches Grunzen ihrem Behagen Ausdruck. Unsere Zähmungsversuche sind nicht so recht gelungen. Die Tiere haben ungeheure Kräfte, und da man sie nur an einem Strick, der am Nasenring befestigt ist, halten kann, so steht man ihnen fast machtlos gegenüber. Dabei sind sie so gutmütig, daß sich die Negerjungen mit Vorliebe auf den breiten Rücken zu dreien und vieren umhertragen lassen.

Endlich ist auch die letzte Kuh aus dem Stall gekommen und von dem Kulihirten unter Rufen und Schreien über die Brücke getrieben worden. Da kommt mit übermütigen Sprüngen das Jungvieh, das auf einen besonderen Weideplatz gebracht wird.

Vorläufig sind aus Mangel an Raum auch die Pferde, Maultiere und Esel im Kuhstall untergebracht.

5. Anderes Getier.

Doch nicht nur Vierfüßler finden dort Schutz. Es hat sich allerlei Getier, Schlangen und 4 Fuß lange Eidechsen, eingenistet, die den zahlreichen Ratten nachstellen. Auch unter dem Wohnhaus hat sich schon öfter ein Schlangenpaar eingefunden und tut dort sehr nützliche Dienste. Wir lassen sie auch ruhig gewähren, denn wenn man sie in Ruhe läßt, tun sie auch nichts. Eines schönen Morgens, es war Sonntag, war aber eine größere Schlange auf den Hof gekommen, hatte einen Hahn erwürgt und war nun damit beschäftigt, ihn zu verschlucken, was ja bei Schlangen immer einige Zeit in Anspruch nimmt. Wir saßen grade beim Frühstück, als in nächster Nähe ein Schuß fiel und sich lautes Geschrei erhob. „Wan bigi sneki", tönte es uns entgegen, und richtig, da lag das 10 Fuß lange Tier mit durchschossenem Kopf.

Etwas unangenehmer und gefährlicher sind schon die gelegentlichen Besuche von Leoparden, die sich an größere Tiere, ja auch bisweilen an Menschen heranmachen. Sie werden aber durch das Urbarmachen immer größerer Strecken mehr in das Innere zurückgedrängt. Im Südwasser herrscht der Kaiman unumschränkt. Das Weibchen scharrt sich im Gebüsch große Haufen Laub und Reisig zusammen und legt da hinein seine hartschaligen Eier, oft bis 40 Stück. Sie läßt sie von der Luftwärme ausbrüten, bleibt aber besonders gegen Ende der Zeit in der Nähe, um das Nest zu bewachen und den auskriechenden Jungen behilflich zu sein.

Bei all' dem Umherführen und Erzählen ist die Zeit schnell vergangen. Wir müssen an den Rückweg denken. Da ertönt auch schon in der Ferne ein schriller Pfiff. Es ist der Zug, der sich schon wieder auf dem Wege zur Stadt befindet. Jetzt ist der kurze Gang nach Saron, an den Halteplatz, schon recht warm, trotzdem es noch früh ist. Wir kommen aber rechtzeitig hin und grüßen noch einmal vom Zuge aus nach den im hellen Sonnenschein daliegenden Gebäuden der Plantage.

Begegnung mit einem Tiger.

Br. Prellwitz berichtete einmal: Nicht weit vom Missionshause liegt unsere Kakaopflanzung; ich ging eines Tages an derselben hin bis dort, wo der Begräbnisplatz beginnt, und wollte dort einige Arbeiter beaufsichtigen Mit einemmal springt vor mir, etwa 10 Schritt entfernt, ein großer, roter Tiger auf, in zwei Sätzen war er in meiner Nähe, über einen kleinen Graben hinweg, unter einer großen Bambusstaude, drehte sich hin und her, warf den Schwanz herum, durchbohrte mich mit seinen Blicken, und ich blieb wie versteinert stehen; wohl fünf lange Minuten mögen wir uns fest ins Auge gesehen haben, ich zitterte am ganzen Leibe; es waren Arbeiter in der Nähe, und ich war grade im Begriff, sie zu rufen, da schob mein Gegenüber langsam ab. Wie dankbar war ich dem Herrn für diese Bewahrung; ein Gewehr hatte ich nicht bei mir gehabt, von der Zeit aber wurde mir gestattet, ein Gewehr anzuschaffen.

Wunderbare Führung.

Vor etwa 80 Jahren wurde ein Knabe in Afrika gefangen genommen und in die Sklaverei verkauft. Zuerst wurde er für ein Pferd umgetauscht, aber weil der Herr einen schlechten Tausch gemacht zu haben glaubte, machte er den Handel rückgängig. Dann wurde er für ein Fäßchen Rum verkauft, aber auch dieser Käufer brachte ihn wieder zurück. Zum dritten Mal verkaufte ihn sein Herr, und zwar um eine Quantität Tabak, doch mit demselben Resultat. Niemand wollte den elenden Sklavenknaben, bis endlich ein portugiesischer Sklavenhändler ihn forttransportierte. Wohin er kommen werde, wußte der arme Negersklave nicht, als er kettenbeladen unten im Raum des Sklavenschiffes lag. Aber ein englisches Kriegsschiff erbeutete das Sklavenschiff und befreite die Gefangenen; der Afrikanerknabe kam in die Hand eines Christen, der ihm eine christliche Erziehung gab. Und siehe, das Sklavenkind, Samuel Crowther mit Namen, wurde ein bekannter Bischof in der Negermission in Westafrika.



Br. Siegfr. Beck Br. E. Wetzel Schw. Prellwitz Br. Prellwitz

Missionsfarm Beekhuizen, Suriname.

„So ihr etwas Tödliches trinken werdet, wird es euch nicht schaden."

In Sumatra bekam Missionar von Asselt einmal eine Sendung. Als diese durch Eingeborne von der Küste nach der Station Ack Sarula gebracht wurde, befand sich auch der Sohn eines Priesters dabei. Derselbe trug eine kleinere sehr schwere Kiste und kam auf den Gedanken, daß wohl Silbermünzen darin sein könnten. Er sprach aber mit niemandem darüber. Als die Sachen auf der Station ankamen, wurde diese Kiste, die mit Drahtnägeln gefüllt war, in eine Ecke des Hauses, in welchem der Missionar und seine Frau wohnten, gestellt. Der Priestersohn war dabei zugegen und ging dann fort mit dem Vorsatz, nicht zu ruhen, bis die Kiste in seinem Besitz sei. Nach einigen Tagen ließ er einen Mann kommen, der im Diebeshandwerk berüchtigt war, und überlegte mit ihm den Plan zur Ausführung des Diebstahls. Bei der Beratung war sein alter Vater zugegen, der den Plan teilweise mit anhörte, dann aber einschlief. Die beiden Diebe begaben sich nun auf den Weg, um in das Haus des Missionars einzubrechen. Wenn der Missionar und seine Frau nicht erwachten, so wollten sie ihnen kein Leid tun; doch nahmen sie ein Messer und ein Stück leicht brennbaren Holzes mit, denn sie waren entschlossen, im Falle einer Entdeckung den Missionar und seine Frau umzubringen. Zeugen ihres Diebstahls durften nicht da sein, weil ein Diebstahl auf den ganzen Stamm eine Schmach geworfen hätte. Als die beiden Männer fort waren, erwacht der alte Priester, läuft ihnen nach und holt die beiden Diebe nahe bei der Station ein. Durch vieles Bitten überredet er den Sohn, wieder mit umzukehren. Aber die vermeintliche Geldkiste läßt diesem keine Ruhe; er will und muß sie haben, und beschließt nun, den Missionar zu vergiften.

Eines Tages begibt er sich in die Küche der Station und fragt den Koch, in welchem Topfe der Reis des Missionars sei. Er wußte, daß der Koch nicht aus demselben Topfe aß. Als der Koch ihm nun mitgeteilt hatte, was er wissen wollte, ging er in den Wald, suchte Giftpflanzen und bereitete Gift, das er in die Speise tun wollte. Er wußte, daß der Missionar und seine Frau, wenn sie dieselbe äßen, in zwei Tagen tot sein würden. Die Verwirrung, die bei dem Tode des Paares eintreten würde, wollte er dann benutzen, um die Kiste wegzunehmen. Nach einigen Tagen kam er wieder, bat den Koch, ihm etwas Medizin zu holen, und während dieser im Hause war, rührt er genügend Gift in den Reis. Nach zwei Tagen kommt er wieder und zweifelt gar nicht daran, daß die beiden tot sind, findet sie aber ganz gesund bei ihrer Arbeit. Da denkt er: Diese Leute dienen einem Gott, der mächtiger ist, als unsere Götter; Er hat sie beschützt. — Schon oft hatte er das Gift bei seinen Landsleuten angewandt und sie waren jedesmal gestorben. Diesem Gott — denkt er — muß ich auch dienen und Christ werden. Doch dauerte es noch ein ganzes Jahr, ehe er den Entschluß ausführte und die Kirche besuchte, denn die vielen Geschenke, die er als Priestersohn empfing, hielten ihn zurück. Der Herr aber ließ ihm keine Ruhe und endlich meldete er sich mit seiner Frau zur Taufe. Der Missionar war ganz erstaunt, glaubte ihm nicht recht, und fragte ihn, wie er dazu gekommen sei, die Taufe zu begehren. Er bekam aber zunächst die Wahrheit nicht zu hören.

Die Freude über die Taufe eines Priesters (der junge Mann war unterdes Priester geworden) war groß, und dieser bekam den Namen Jakob. An der allgemeinen Freude aber konnte Jakob nicht vollen Anteil nehmen, denn er hatte sein Vergehen vor der Taufe nicht bekannt. Er hatte keinen Frieden, und das trieb ihn, alles zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Erst fragte er den Missionar, ob er sich erinnern könne, daß er einmal Gift gegessen habe. Der Missionar antwortete: „Soviel ich weiß, nicht." Da sagte Jakob: „Verzeiht, verzeiht, ich habe vor drei Jahren Gift in Euer Essen gestreut!" Und nun erzählte er alles dem Missionar, der bisher nichts davon gewußt hatte. Doch erinnerte er sich, einmal nach einer Mahlzeit viele Schmerzen gehabt zu haben, und daß seine Katze starb, der Hund krank wurde und einige Hühner, welche die Ueberreste bekommen hatten, tot im Stalle lagen. Dies hatte damals die Missionarin auf den Gedanken einer Vergiftung gebracht; als sie aber in der Küche alles untersucht und nichts besonderes gefunden hatte, ließ sie den Gedanken wieder fallen. Sie selbst war gesund geblieben, da sie wunderbarerweise eine Abneigung gegen jene Speise empfunden hatte. — Der Missionar und seine Frau sahen sich an und dankten dem Herrn, der sie so wunderbar gerettet hatte, ohne daß sie selbst etwas davon geahnt, und daß Er durch dieses Begebnis eine arme Seele zu Sich gezogen hatte. Es wurde dem Missionar auch jetzt erst klar, warum er seitdem sieben Monate lang krank gewesen sei und erst gesund geworden war, als sich an seinem Fuß eine offene Wunde bildete, durch die das Gift einen Ausweg gefunden hatte.

Quittung.

Mk. 3.— aus der Schulmissionsbüchse in Friesenhausen bei Hofheim, Württemberg, durch Herrn Pfarrer Kohler das. für unser Heidenmissionswerk mit herzlichem Dank empfangen.

Expedition der Missions-Verwaltung.

Mk. 1.— gesammelt von Willy Scharf, Posen, für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, wird hierdurch mit herzlichem Dank bescheinigt.

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger B. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1907. 8. Jahrgang.

Ein Schulspaziergang in Deutsch-Ostafrika.

Die folgende anschauliche Schilderung eines Spaziergangs, den unsere Missionsgeschwister in Kitunda mitten im Innern unserer ostafrikanischen Kolonie mit ihren Schülern unternahmen, stammt aus der Feder der Schw. Hartmann geb. Petermann, die im Jahr 1905 von Niesky aus fröhlich aufs Missionsfeld hinauszog und schon ein Jahr darauf, im Juli vorigen Jahres, vom Herrn abgerufen wurde. So schnell kann unserm Leben ein Ziel gesetzt sein! Wie vermißt Br. Hartmann jetzt seine Gattin! Und wie hätten sich alle Missionare gefreut, wenn sie noch lange hätten arbeiten dürfen! Um so dankbarer sind wir, daß wir noch folgende Erzählung von Schw. Hartmann erhalten haben. Sie schrieb:

Liebe Kinder! Da ich weiß, wie gern Ihr Schulspaziergänge macht, denke ich, es wird Euch freuen, einmal von einem solchen aus Deutsch-Ostafrika zu hören. — Unsern Pensions- und Schulkindern war schon seit langer Zeit ein Ausflug versprochen worden. In der Trockenzeit kam es aber der vielen Bauarbeit wegen nicht dazu. Endlich nahm mein lieber Mann einen Tag in Aussicht, weil wir gerade wieder einige Zeit trockenes Wetter hatten. Zwei Tage vorher aber schickte uns der freundliche Herr Regen für die dürstenden Fluren, um den wir schon lange gebeten hatten. Wir glaubten darum, den Plan aufgeben zu müssen. Aber an einem Morgen lachte die Sonne so freundlich, daß die Brüder meinten, wir sollten den Tag benutzen, zumal die Leute versicherten, bis nachmittags um 4 Uhr würde sich das Wetter halten. Nun galt es schnell das Nötigste an Nahrungsmitteln und Kochgeschirr einzupacken, denn in Afrika gibt es keine schönen Kaffee-Gärten unterwegs, wo die Wirte für das leibliche Wohl so gut sorgen, daß man nur ein Butterbrot für den Weg einzustecken brauchte. Zuerst bekam der Koch die Weisung, recht viel Kaffee zu kochen, damit die Feldflaschen damit gefüllt werden konnten. Dann wurden schnell zwei Hühner im Hof gefangen, ein Topf für sie ausgesucht, und ein zweiter, der Reis, Messer und Kochlöffel aufnehmen sollte. Der Koch, der sich freute, mitgehen zu können, denn die Wanderlust steckt ja in jedem Munyamwezi — so heißen die hiesigen Leute — füllte eine Büchse mit Reis und auch die kleine Salzbüchse. Ich leerte indessen auf Schw. Sterns Rat eine Rindenschachtel und packte das nötigste Eßgeschirr hinein: Emailleteller und Tassen, Bestecks, Löffel, eine Büchse mit dem Rest meines Geburtstagskuchens, je eine mit Obst, Zucker und Salz. Tischtuch, Servietten und Küchenhandtücher wurden dazwischen gesteckt, sogar Strümpfe fanden noch Platz zum Schutz gegen nasse Füße. Inzwischen hatte mein lieber Mann von den Arbeitern einige bestimmt, die meine Maschilla (Tragmatte) und das Geschirr tragen sollten. Nun wurde schnell gefrühstückt, auch noch die Täubchen, Hühner und der kleine Affe gefüttert. Dann war alles bereit und

Klein und Groß voller Freude. Einige von den Lehrleuten, die zur Arbeit kommen wollten, schlossen sich auch an. Br. Pagels und mein lieber Mann bestiegen ihre Esel, ich legte mich in die Maschilla und fort gings.

Obgleich es schon ¼ 9 Uhr geworden war, hatte der Regen das Land doch so erfrischt, daß es noch ganz angenehm kühl war. Der eine von den Eseln, der erst neu gekauft und noch fast gar nicht geritten war, gab sich große Mühe, meinen lieben Mann abzuwerfen, doch gelang es nicht. Auch Br. Pagels Esel war erst sehr unhöflich, aber dann gingen sie ganz brav. Die Leute steuerten mitten durch den Wald auf den Kitunda=Berg zu. Nach einer Stunde kamen wir an eine wunderschöne Waldwiese, wo wir zwei große Hirsche sahen. Am Fuß des Berges stiegen wir dann ab und kraxelten hinauf. Man mußte vorsichtig auftreten, um nicht auf den Steinen, mit denen der Berg überall bedeckt ist, abzugleiten; schöne weiße Quarze wechselten mit reich eisenhaltigem Gestein. Einen Fußweg gab es wieder nicht, denn die Leute besuchen den Berg wohl nie; sie haben wenig Sinn für Naturschönheiten. — Schon auf halber Höhe hatten wir einen herrlichen Blick auf das Land umher und auf einen entfernten Höhenzug im Süden nach Nyaßa zu, von dem man in Kitunda nur einen Berg sieht. Als wir weiter hinauf kamen, merkten wir, daß der Berg sich nach Norden hin in einer großen Hügelkette noch weiter fortsetzte. Aber leider nahmen uns die Bäume den freien Ausblick. Es war so schön schattig und kühl, daß wir nun hier lagerten, um unser Frühstück zu verzehren. Das Gras war noch etwas feucht, deshalb ließen wir uns auf einen Felsblock nieder, die Jungen um uns herum, um ab und zu etwas von unserem Frühstück zu erhaschen. Nach einer halben Stunde mahnten die Leute schon zum Aufbruch. Als ihnen gesagt wurde, daß sie es nur der Ziegen wegen so eilig hätten, die in der nächsten großen Hütte zum Schlachten für sie bereit waren, mußten sie lachend zustimmen. Unser Koch und Bursche waren gleich dorthin voraus gegangen, um unser Mittagsmahl bald fertig zu machen. —



Geschw. Klautzsch und Häfner im Erholungshäuschen bei Rungwe (Ostafrika).

Als wir uns an der schönen Bergluft noch ein wenig gelabt hatten, stiegen wir hinab und gingen noch ein Stück im Wald am Fuß des Berges entlang, ehe wir uns dann teils auf Eselsrücken, teils von den kräftigen Schwarzen tragen ließen. Unterwegs fanden wir kleine Ranken mit niedlichen rosa, wickenähnlichen Blüten, die wie Veilchen wunderschön zart dufteten. — Nun führte uns der Weg durch eine Wiese mit Dornbüschen, pori genannt, die im Sommer ganz ausgetrocknet ist, so daß die Schwarzen das Gras ganze Strecken weit abbrennen können. Schließlich kamen wir wieder in bebautes Land und zu der großen Hütte des Ituzio, eines grauhaarigen, sehr angesehenen Mannes, der uns freundlich willkommen hieß. Unser Koch hatte einfach eine Hütte in Beschlag genommen, um darin unser Mahl zu bereiten. Die Hühner waren schon fertig, nur der Reis stand noch im Topf auf Steinen über dem Feuer. Dann sahen wir uns die Wohnung des Ituzio an, die höher und größer ist, als die der übrigen Leute. Drei große Töpfe standen schon bereit, um das Fleisch der zwei Ziegen, die eben geschlachtet worden waren, darin zu kochen. Gewaschen wird natürlich nichts, auch die Eingeweide nicht, welche die Leute besonders gern essen. Einige Jungen hatten ein kleines Reißigfeuer gemacht und brieten darin einige Därme, aus denen sie den Inhalt wohl hinausgequetscht hatten; was sonst aber noch daran blieb, wurde mit dem größten Appetit mit verspeist. Für uns wurden in einer, von Bananen beschatteten Ecke einige niedrige Schemel bereit gestellt. Unser Wirt und noch andere Leute setzten sich um uns herum. Einer von den Schemeln war ausnahmsweise groß, sodaß wir beschlossen, ihn als Tisch zu benutzen, wenn auch nur die Suppenschüssel und der Fleischteller darauf Platz fanden. Nun wurde gedeckt, wir nahmen unsere Teller auf den Schoß und ließen uns die gekochten Hühner, Reis, Kompott, etwas abgekochtes Wasser, das wir mit hatten und Citronensaft in der frischen Luft sehr gut schmecken. — Ein kleiner, dicker

Junge machte in unserer Nähe die ersten Gehversuche, die Beinchen dabei so weit auseinander stellend, wie er's noch vom Rücken der Mutter her gewöhnt war. Als er einige Male hinfiel, stand er ganz vergnügt wieder auf und trippelte dann ganz schnell weiter, als ob er fürchtete, das Gleichgewicht wieder zu verlieren. — Nachher sorgte mein lieber Mann dafür, daß für die Kinder genug Mehl gebracht wurde und Töpfe dazu, damit wir durch die Kocherei nicht zu lange aufgehalten würden. — Endlich war alles fertig, die Leute setzten sich in sechs Gruppen, Fleisch und Brühe wurde verteilt und alle ermahnt, nicht zu zanken. Sechs Töpfe mit vugali kamen noch dazu. So heißt der dicke Mehlbrei, den die Leute gar zu gern essen, obgleich er in guten Zeiten ihre tägliche Nahrung bildet. Unsere Jungen beteten vor dem Essen, und dann gings ans Schnabulieren, in der linken Hand ein Stück Fleisch und in der Rechten vugali. Der Brei wird nämlich zu Klößen geformt und eine Vertiefung in die Mitte gemacht, in die Sauce getaucht und dann mit Wohlbehagen verspeist. Bald waren alle satt. Manche wickelten sich den Rest in ein Bananenblatt, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Inzwischen hatte es etwas geregnet, daß wir unsere Sachen in den überdachten Eingang bringen ließen, wo wir noch schnell Kaffee tranken und dann den übrigen Kuchen verteilten. Um 3 ¼ Uhr traten wir den Rückweg an und beeilten uns sehr, weil sich ein Gewitter zusammenzog; und einen Tropenregen unterwegs zu bekommen, ist keine angenehme Sache. Meine Träger liefen auch, so schnell sie konnten, sodaß wir schon nach einer Stunde, Gottlob trocken, nach Hause kamen. Die Leute rannten mit eintönigem Gesang hinter uns her. Unser Christ Johannes brachte als Jagdbeute eine große Wildente mit, und wir hatten zehn junge Entlein gekauft, die schon am Abend vergnügt in einem kleinen Wasserbehälter herumschwammen, den wir ihnen aus einer Kiste mit Blecheinsatz zurecht machten, die im Hühnerhof eingegraben wurde. — Kaum waren wir zu Hause, als ein heftiger Gewitterregen mit Sturm losbrach. Wie dankbar waren wir, noch beizeiten unser Heim erreicht zu haben! Die Kinder warteten auf unserer Veranda noch den Regen ab und begaben sich dann, noch vor Einbruch der Dunkelheit, in ihre Dörfer. —



Deutsche Militärstation Kilimatinde im Innern Ostafrikas.

Nun habt Ihr etwas von den Freuden unserer lieben schwarzen Schuljugend hier gehört. Wenn Ihr an sie denkt, vergeßt nicht, auch für sie zu beten, daß sie dem Heiland ihre Herzen auftun und ihn lieben lernen. —

Ein Liebesmahl in Deutsch-Ostafrika.

Schw. Ida Pagels geborne Zierfuß reiste im vorigen Jahre nach Kitunda in Deutsch-Ostafrika, wo ihr jetziger Mann bereits ein Jahr lang in der Arbeit stand. Die Rixdorfer Sonntagsschüler, die Schw. Pagels kennen gelernt hatten, gaben ihr Emaille-Trinkbecher mit, da Br. Pagels schrieb, man müsse in Ermangelung besserer Trinkgefäße im Liebesmahl aus leeren Konservenbüchsen den Tee trinken. Das ist ja nun nichts Böses und in Afrika, wo manches uns Ungewohnte Gewohnheit werden muß, nichts so Auffallendes, aber doch ist es schöner, wenn man Becher zu diesem Zweck hat. Daher war das Geschenk höchst willkommen. Jetzt hat Schw. Pagels in einem Privatbrief geschrieben, daß die Becher gut ankamen und große Freude bereiteten. Wie sie zum erstenmal in Gebrauch genommen wurden, davon erzählt sie folgendes:

Vom ersten Liebesmahl, welches ich hier erlebte, möchte ich heut erzählen. Geschw. Stern sind nach Sikonge versetzt worden und wollten am 1. Oktober abreisen. Sonntag, den 30. September, feierten wir daher zu Geschw. Sterns Abschied Liebesmahl. Am Sonnabend buken wir Liebesmahlbrötchen, etwa 90, denn die Zahl der Christen und Lehrleute zusammen beträgt 85, davon sind 14 Christen. (Zu Weihnachten werden, wills Gott, wieder einige Lehrleute getauft.) Jedes lieferte etwas: Schw. Stern Butter und Rosinen, Br. Hartmann Mehl, und wir Geschw. Pagels, was

sonst noch dazu gehört. Das Backen dauerte bis 2 Uhr, von früh an. Da am Sonntag Schw. Stern auch gerade Geburtstag hatte und sie sich von früh in unserer Wohnung aufhielten, da sie schon gepackt hatten, haben wir erst einige Verse ihnen zu Ehren gespielt und gesungen und dann Kaffee getrunken. Danach sang mein lieber Mann mit den Schulkindern vor der Tür einige Lieder, auch zweistimmige Sachen.

Nachmittag 1/2 3 Uhr wurden im Hof drei große Wasch-Töpfe Tee mit Honig gekocht. Ein kleiner Junge mußte versuchen, ob es süß genug sei; „masoga = gut oder schön" sagte er, und der zweite, der dann kostete, bestätigte dies. Jetzt kam aber „baruti", Br. Hartmanns Koch, der erklärte sachverständig, daß noch nicht genug Honig darin sein. Also mehr! Um 1/2 4 wurde geläutet. Die Becher standen in Reih nud Glied auf einem Tisch in der Kirche an der Seite, und die Waschtöpfe mit Tee standen auch daneben bereit. Wir Europäer tranken Kaffee; und es war für uns ein Tisch in der Mitte gedeckt. Einige Verse wurden gesungen, dann nahm Br. Stern einen Becher, hielt ihn hoch und erzählte wie und woher sie gekommen. Etwa folgendermaßen: Als die bibi (= Frau) Pagelis auf Safari (= Reisen) gehen wollte und ihre Sachen packte, sagten ihre Freunde und Verwandten: „Wir wollen dir gern etwas schenken!" Da sagte die bibi: „Was wollt Ihr mir denn schenken?" Da sagten die Freunde: „Ja, was sollen wir dir denn schenken?" Da sagte die bibi: der bana (= Herr) Pagels hat von Kitunda geschrieben, daß die Leute in Kitunda Liebesmahl gehabt haben, sie hatten aber keine Tassen, sondern sie haben aus koppo (= Blechbüchsen) getrunken." Da sagten die Freunde: „Das ist keine Sitte, (ist nicht recht schicklich), wir werden dir daher Becher für die Leute in Kitunda mitgeben." Und da gingen die Leute hin und kauften Becher und gaben sie der bibi, und die bibi packte die Becher ein und ging damit auf Safari und brachte die Becher mit hierher. Die Freunde wohnen nahe beim kwikulu (= bei der Residenz), bei dem großen König von ulaya (= Europa). Da hat die bibi auch gewohnt, und da hat der bana seine bibi kennen gelernt. Was sagt Ihr denn nun?" — „Asande" (= danke), ging es leise durch die Reihen. — Es ist ihnen wunderbar, daß die Leute in Europa an sie denken und ihnen sogar etwas schicken.

Nun ging es ans Trinken. Ihr hättet dabei sein sollen. Dieser heiße Tee! Man schwitzte ja schon ohne ihn. Er hat aber allen trefflich gemundet. Immer wieder wurden die leeren Becher zum Füllen gebracht. Noah, ein Christ, trank so viel, daß der Schweiß nur so an ihm herunterströmte. Das verüble man ihm nicht, es war Ausdruck der reinsten Freude. Einige tranken zu zweien aus einem Becher. Wir haben ja nur 60 Becher. Ja, wenn ich Euch darum bitten darf, so schickt doch, bitte, mit der nächsten Sendung die noch fehlenden. —

Es war sehr gemütlich, man fühlte sich so eins in dem Herrn. Zum Schluß wurden noch einige Verse gesungen; ich freue mich schon auf das nächste Liebesmahl.

Ein Wort über das Stanniolsammeln.

Wir haben in letzter Zeit wieder Stanniol erhalten von den Kindern der Sonntagsschule in Niesky, von Charlotte und Luise Motel in Rixdorf, von Ungenannt durch Br. Spindler, Kleinwelka und von Frau Helm in Neubrandenburg. Dafür danken wir herzlich.

Heute möchten wir gern einmal ein kurzes Wort der Erklärung beifügen. Es freut uns, daß die Anregung Stanniol zu sammeln immer noch weiter wirkt, wie die ständig uns zugehenden Sendungen beweisen. Wir haben schon wieder eine große Kiste mit Stanniol stehen, die bald voll sein wird und dann in die Gießerei wandert. Dieses Stanniol wollen wir dies Mal, so wie es ist, zum Besten der Mission verkaufen, da es ja nicht angeht, lauter Tauf- und Abendmahlsgeräte daraus zu gießen. Solche Geräte werden doch nur auf neuen Stationen gebraucht; die älteren Stationen sind damit versehen. Aber auch zu solchem Verkauf ist uns das Stanniol sehr willkommen. — Zu Tauf- und Abendmahlsgeräten kann nur Stanniol d. h. die bekannte Umhüllung von Schokolade und Seife, verwendet werden; das ist auch das Wertvollste. Bleikapseln können wir zwar auch verkaufen, aber der Erlös aus solchen ist viel geringer. Womöglich sollte man darum einen größeren Vorrat zusammen kommen lassen, damit sich die Sendung lohnt. Doch wir freuen uns auch über kleine Sendungen und bitten, recht fleißig im Sammeln fortzufahren.

Missionsbuchhandlung Herrnhut, Th. Raillard.

Zweisilbiges Rätsel.

Es lebt die Erste auf der Zweiten
Vergnügt zu allen Jahreszeiten.
Ins Schlesische Gebirge gehen
Magst du, und dort das Ganze sehen.

C. Th. Dahl.

Quittung.

Br. Hennig erhielt für bibl. Bilder für Deutsch-Ostafrika von den Zöglingen der Mädchenanstalt in Gnadenberg Stube I: Mk. 25.—, St. II Mk. 12.98, St. III Mk. 14.—, St. IV Mk. 7.67, St. V Mk. 16.42, vom Pensionat Zachert Mk. 3.99, zusammen Mk. 80.06, wofür hierdurch herzlich gedankt wird.

Missionsexpedition, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1907. 8. Jahrgang.

Das 175 jährige Jubiläum der Mission der Brüdergemeine.

Im Mai des Jahres 1900 gedachten wir der Geburt des Grafen Zinzendorf vor 200 Jahren. Dieser Graf Zinzendorf war der Stifter der Mission der Brüdergemeine, denn er sandte im Jahre 1732 die ersten beiden Missionare von Herrnhut aus zu den Negersklaven auf die westindische Insel St. Thomas. Vom Jahre 1732 bis zum Jahre 1907 zählen wir 175 Jahre. Wir feiern also in diesem Jahre ein Jubiläum der Brüdermission, und zwar am 21. August, denn an diesem Tage geschah es im Jahre 1732, daß jene zwei ersten Heidenboten Leonhard Dober und David Nitschmann in der Morgenfrühe Herrnhut verließen, um, mit wenigen Talern in der Tasche und zuerst zu Fuß, die lange, beschwerliche Reise anzutreten.

Wer ausführlicheres darüber lesen will, der nehme das Schriftchen „Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdermission" zur Hand, das für 10 Pf. zu kaufen ist.

Heut arbeitet die Brüdergemeine in allen Weltteilen. Sie hat ihre Missionare in Labrador und Alaska, in Kalifornien und Westindien, in Nicaragua (Mittelamerika) wie in Suriname (Südamerika), in Südafrika unter den Hottentotten und Kaffern, in Deutsch-Ostafrika, im westlichen Himalaya (in Asien) und auf dem Festlande Australiens. Die Zahl der Missionare beträgt 239. Unter diesen sind bereits 33 zum Dienst geweihte Geistliche aus den Eingeborenen, die neben 1100 schwarzen und braunen Gehilfen Gottes Wort verkündigen. Missionsstationen zählt die Brüdergemeine heut 141, daneben noch 800 Orte, an denen das Evangelium gepredigt wird. Und Christen sind gegen 95 000 gewonnen worden. Die Zahl sämtlicher Farbiger, denen unsere Heidenboten Unterricht im Christentum erteilen, ist auf 101 216 gestiegen. Sind das nicht herrliche Erfolge einer Missionsarbeit? Ja wir dürfen ein frohes Jubelfest feiern. Wir wollen dem Herrn danken für das, was er bisher durch unsere Missionare getan hat, und wollen ihn bitten, daß er ihre Arbeit auch in der Zukunft reichlich segnen wolle. —

Da ein solches Jubelfest unseren Blick in die Vergangenheit lenkt, so wollen wir heut einiges davon hören, wie die Boten der Brüdergemeine im ersten Jahrhundert ihres Bestehens den Kindern Gottes Wort nahe brachten und wie sie auch Heidenkinder zum Heiland führten.



Zum letzten Weihnachtsfest in Aurukun versammelte Australier.

Aus dem Leben der ersten Kinderanstalten der Brüdergemeine in Amerika.

1. Wie man die Kinder auf den Heiland wies.

Wir versetzen uns in die Jahre 1745—1749. Eben erst waren die ersten Brüdergemeinen in den heutigen Vereinigten Staaten unweit Philadelphia entstanden, und sofort hatte man auch Erziehungsanstalten für Kinder in ihnen eingerichtet. Der Hauptort der Brüdergemeine hieß Bethlehem. Er hat seinen Namen daher, daß Zinzendorf das erste Haus zu Weihnachten 1742 so benannte. Ein zweiter Ort hieß Nazaret.

Auf mancherlei Weise wiesen die Brüder ihre Pfleglinge in den Instituten auf den Herrn Jesus hin. Besonders geschah das an Festtagen.

Eine solche Festfeier beging man z. B. am 7. Sept., dem Hochzeitstage Zinzendorfs. Den Tag feierten die Eltern, so viele gerade anwesend waren, mit ihren Kindern. Am Vormittag wurde ein Festgottesdienst in der Kirche gehalten. Die Eltern hatten schon Platz genommen, da betraten die Kinder aus den Anstalten den Raum, und nun setzten sich die Knaben zu den Vätern, die Mädchen zu den Müttern und hörten der Ansprache zu. Dann wurden Zwiebacke und Aepfel verteilt und Lieder gesungen; und am Nachmittag machten die Eltern mit ihren Kindern einen schönen Spaziergang in die waldreiche Umgebung des Orts, bis sie die Kinder zu einer bestimmten Stunde wieder in die Anstalten abgaben.

Bei solchen Festen, deren Feier man dem Verständnis der Kinder anzupassen bestrebt war, war, wie immer, wenn es Ansprachen an die Jugend zu halten galt, Bischof Spangenberg in seinem Element. Besonders ans Herz gewachsen waren ihm die kleinsten Kinder. Prächtig verstand er es, mit ihnen umzugehen. Er sprach eingehend mit den älteren und machte sie mit dem Heiland bekannt. Er erzählte ihnen, wie Jesus die Kinder in Palästina geherzt und gesegnet hat, und tat ein gleiches mit ihnen. An besonderen „Lehrtagen“ hielt man eine eingehende Besprechung mit der Jugend, wie etwa heut in der „Kinderlehre“. Da nahm der Bischof die Kleinen um sich, redete und sang mit ihnen und freute sich, daß schon ihr „Lallen“ so lieblich klang. Später hat man Kinderreden, die er gehalten, drucken lassen, auch Gesänge für die Kinder, ja sogar Anweisungen für ihre Gesundheitspflege.

2. Früchte der Erziehung.

Von Früchten der Erziehung zum Heiland konnte man auch vielerlei im gewöhnlichen Leben und Treiben beobachten. Man konnte den Kindern das schöne Zeugnis geben: „ihr Sinnen und Denken war mit der Liebe zum Heiland angefüllt.“ Da war die natürliche Folge, daß sie gehorsam und freundlich waren. Was will das doch sagen! Solche Kinder reden auch vom Herrn Jesus und achten ganz selbstverständlich auf seine Worte. Ein Knabe wollte seinen Mitschülern einmal eine Ansprache halten. „Nein“, hieß es, „nicht du, Natanael, der heut seinen 12. Geburtstag feiert, der soll es tun.“ Und nachdem sie ihren Aufseher um Erlaubnis gebeten hatten, setzten sie sich still und ordentlich hin,



Wohnung des Gehilfen von Br. Richter in Aurukun.

sangen ein Lied und hörten dann aufmerksam zu. Was Natanael zu sagen wußte, war nichts anderes, als daß er kindlich und einfach wiederholte, was sie alle oft hörten: „Liebe Kinder! Der Heiland hat viel für uns getan, viel Pein und Marter ausgestanden, weil er uns lieb hat. Laßt uns ihn auch recht lieb haben! Wir müssen ihn noch viel lieber gewinnen, noch gehorsamer sein den Geboten und Worten, die er gesagt hat. Ich fühle, daß heute mein Herz warm ist und brennt für den Heiland." Diese einfachen Worte kamen wirklich von Herzen und rührten daher die Mitschüler sehr. Sie wußten, daß Natanael kein Schwätzer war. Darum horchten sie vollends auf, als er noch hinzufügte: „Ich will es nur heraussagen, ich habe den Heiland gebeten, daß er mir zum Geburtstag ein gehorsames Herz schenken möge." Da zog jeder in eine stille Ecke, um ebenfalls mit dem Herrn Jesus zu reden und ihm seine Bitten vorzutragen. Und dann baten sie den Bruder, der bei ihnen war, um Verzeihung für alles, womit sie ihm weh getan hätten, und gelobten neuen Gehorsam. Ach, wem solche Dinge nicht von Herzen kommen, der soll das Reden von Jesus lieber lassen. Diesen Kindern aber war es so ums Herz, daß sie es ganz von selbst taten.


Missionshaus der Geschw. Richter in Aurukun (Australien).

3. Indianerkinder in den Anstalten.

In den Bethlehemer Erziehungsanstalten befanden sich auch Indianer-Kinder. Wie kamen die dorthin?

Vor der Gründung der Missionsstation Gnadenhütten unter den Indianern im Jahre 1746 hielt sich die von ihrem Wohnsitz Schekomeko ausgewanderte Indianergemeine vorübergehend in Bethlehem auf. Da sahen sie zum ersten Mal das Leben einer christlichen Gemeine vor Augen und lernten alle deren treffliche, bewahrende und fördernden Einrichtungen kennen. Sie merkten auch, wie fürsorglich sich die Brüder der Kinder annahmen, sahen, daß diese viel lernten, fleißig arbeiteten und vergnügt zusammen lebten. Kein Wunder, daß sie wünschten, die gleiche Wohltat möchte auch *ihren* Kleinen zu teil werden. Obgleich der Indianer sein Kind zärtlich liebt und sich nur schwer von ihm trennt, so baten diese Heidenchristen doch, sobald sie die Kinderanstalten zum ersten Mal gesehen hatten, man möchte ihre Kinder hier in Bethlehem behalten und in die Anstalten aufnehmen. Bei *allen* Kindern ging das nicht an. Aber mit *einigen* der roten Kinder machte man einen Versuch. Wie zwei Indianerinnen auf ihr inständiges Bitten hin bald im Schwesternhause Unterkunft fanden, so erreichten es zwei Mädchen von 8 Jahren durch anhaltendes Betteln und Weinen bei ihren Eltern, daß diese sie in die Pensionsanstalt abgaben. Und als eine Schwester die Kinder zur Schneiderin führen wollte, damit ihnen Kleider angemessen würden, fingen sie erst bitterlich zu weinen an, weil sie glaubten, sie sollten wieder fortgeschickt werden. Spangenberg freute und wunderte sich über diese große Liebe der Indianerkinder zu den Weißen, da man es bei heidnischen Kindern öfters beobachtet, daß sie sich vor weißen Leuten ebenso fürchten, wie deren Kinder vor Negern.

Einen besonderen Eindruck auf die Indianer machten die Gottesdienste. Gleich in in einer der ersten Versammlungen fand die Taufe zweier Indianermädchen statt. Es war dies wohl die erste Indianertaufe, die in Bethlehem gehalten wurde. Die Handlung ging feierlich vonstatten. Um die Täuflinge her saßen im Halbkreis erst die Aufseherinnen der Mädchen, dann die Missionarsfrauen und weiter die indianischen und die weißen Christen.

In diesem Jahre 1746 kamen ins ganze 10 Indianerkinder in die Anstalten und eine ganze Anzahl Erwachsene in die Häuser der unverheirateten Brüder und Schwestern. Und im nächsten Jahre folgten diesen noch mehrere.

Im Jahre 1749 wurden von den Indianerkindern, die in den Anstalten in Bethlehem, Nazaret und Friedrichstown erzogen wurden, 13 getauft, zu denen noch ein Negerknabe kam. Man machte bei dieser Gelegenheit den Anfang damit, die Täuflinge weiß zu kleiden, eine Sitte, die von da an beibehalten wurde.

Nachdem im Jahre 1747 der neu angelegte Gemeinort Gnadenhütten fertig gestellt worden war, faßte man den Beschluß, den Indianern alle ihre Kinder wieder zu geben, damit sie selbst unter ihrem eigenen Dache für sie sorgten. Man konnte es aber nicht bei allen durchsetzen. Einige kluge Eltern waren davon überzeugt, daß ihre Kinder in den An-



Kirchbau in Aurukun (Australien).

stalten eine weit bessere Erziehung genössen, als sie solche bei ihnen haben könnten, und baten daher inständigst, man möchte sie behalten. Eine Mutter verordnete sogar wie in einem Testament, daß ihre zwei Kinder dem Bruder Spangenberg als seine eigenen Kinder angehören sollten, damit er sie dem Heiland zuführen möchte. Auch den Kindern selbst fiel es schwer, die lieblichen Anstalten der Brüder zu verlassen, und viele derselben hielten mit Bitten und und Weinen solange an, bis man ihnen erlaubte, da zu bleiben. Verschiedene Kinder in Gnadenhütten ließen ihren Eltern keine Ruhe, bis sie um ihre Aufnahme in die Bethlehemer Anstalten aufs dringendste baten; und man willfahrte den Eltern, um nicht unbarmherzig zu sein, für die Zeit. Hintennach sah man, daß man daran nicht übel getan hatte, denn die unleugbaren Beweise von der Gnadenarbeit des heiligen Geistes an den Herzen dieser Kinder, machten denen, die ihre Erziehung zu besorgen hatten, nicht wenig Freude; und da man darüber hielt, daß sie ihre Muttersprache nicht vergaßen, so waren sie, wenn sie heranwuchsen und gut einschlugen, desto brauchbarer, weil sie auch die deutsche und englische Sprache oder beide Sprachen gelernt hatten, und daher später als Gehilfen nützlicher waren und den Missionaren kräftiger zur Hand gehen konnten als ohnedies der Fall gewesen wäre.

Alle Kinder der Indianer in die Bethlehemer Anstalten aufzunehmen, war nicht nötig, denn man hielt natürlich auch in Gnadenhütten den Indianerkindern Schule. Für die kleineren und größeren Knaben und Mädchen, sowie für die unverheirateten Brüder und Schwestern wurden je besondere Klassen eingerichtet. Man hielt auch wöchentliche Beratungen zum Wohle der Kinder.

Zu den Bildern.

Von unserer jüngsten Station in Australien.

In Aurukun, so heißt die jüngste Station unserer Mission in Australien, begannen Geschwister A. Richter im Sommer 1904 die Arbeit. Ach, es war entsetzlich mühsam, diesen Wilden, die kurz vorher noch Menschenfresser waren, klar zu machen, was das Christentum von ihnen verlangt.

Wie sie aussahen, das zeigt das erste Bild. Die meisten stehen mit einem Speer bewaffnet da. Und das sind noch nicht einmal die schlimmsten, die dort zum Weihnachtsfest 1906 nach Aurukun kamen. Die australischen Eingeborenen wohnten in Erdhöhlen, ehe die Missionare sie lehrten, Häuser zu bauen. Siehe die Häuser auf den Bildern! Das eine ist sehr einfach. Da wohnt der Gehilfe des Bruders Richter, ein Eingeborener von einer australischen Insel. Das Wohnhaus des Missionars dagegen sieht recht stattlich aus. Und so wird auch die Kirche ein schmuckes Gebäude werden. Das letzte Bild zeigt uns das ganze Balkenwerk des Kirchenbaus. Was ist das für eine Arbeit, bis die Stämme im Walde geschlagen, bis sie behauen sind, bis alles richtig ausgerechnet und zusammengesetzt ist!

Kein Wunder, daß Geschwister Richter über all dieser Arbeit krank geworden sind. Schwerkrank waren sie. Es war nahe daran, daß sie zur Erholung nach Europa kommen mußten. Beten wir für sie, daß der Herr ihnen neue Kräfte gibt! Im Mai waren sie auf der Rückreise von einem Erholungsaufenthalt im Süden nach Aurukun. Möchten sie dort auch grade ihre Arbeit an den 50 Schülern wieder aufnehmen können, mit denen sie sich schon im vorigen Jahre treu gemüht haben!

Rätsel.

Es steht ein Baum
An feuchtem Raum.
Setzt vor den Namen du ein P,
So stammt gar aus der offnen See,
Wo man ihn fischend fand,
Der neue Gegenstand.

C. Th. Dahl.

Quittung.

Mk. 9.— von den Kindern der Elementar- und Kleinkinderschule, Neuwied, dankend empfangen.

Missions-Verwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1907. 8. Jahrgang.

Meine erste Seereise.

Von C. Buchner, † Missionsdirektor.

1. Die Reisegefährten.

Der schwere Abschied war überstanden, wir schwammen auf hoher See auf einem schmucken englischen Dreimaster, Apollyon genannt. Wir waren sieben Kinder, vier Knaben und drei Mädchen, Sprößlinge deutscher Eltern, und wurden zur weitern Erziehung von West-Indien nach Europa gesendet.



Schwer war uns allen der Abschied geworden von der Heimat, von dem unvergleichlich schönen Eilande Jamaica und zumal von den Eltern. Aber Kinder haben leichten Sinn und ihre Stimmungen wechseln schnell. Es gab für uns auch gar zu viel Neues zu sehen und zu erleben.

Erst mußten wir, die wir unter der gemeinsamen Obhut eines leider zu guten alten verwitweten Herrn standen, uns gegenseitig kennen lernen, und mit einander eingewöhnen, da wir bisher einander zum Teil kaum gesehen hatten. Dann ging es auf Entdeckungsfahrten.

Was alles gab es da zu sehen! Da lagen die großen Riesenschildkröten, die, sobald man ihnen zu nahe kam, Kopf und Flossen sofort unter die schützende Schale zurückzogen; unmöglich konnte man achtlos an ihnen vorübergehen; eins nach dem andern versuchte, einen Kopf oder ein Bein zu erwischen, und als das nicht gelang, schritten wir zu einem Versuch, eins der Tiere umzudrehen, um zu sehen, wie es auf der andern Seite aussähe.

„Holla! Macht daß ihr wegkommt, ihr Krabben," rief unser stets mürrischer Kapitän.

Das scheuchte uns davon.

Dann kamen die Hühner an die Reihe; die führten auf dem Hinterdeck in Käfigen, die zugleich als Bänke dienten, ein ziemlich jämmerliches Dasein. Noch merkwürdiger waren uns die Schweine, die auf dem Vorderdeck untergebracht waren und unaufhörlich grunzten und lärmten. War das ein Vergnügen, als einmal eins dieser Borstentiere dem Koch, der es zur Schlachtbank führen wollte, entwischte und, von der ganzen Schar verfolgt, in Windeseile, quiekend auf dem Schiff herumrannte! Alles half jagen und schreien, und zwar entschieden mit Erfolg, wenn auch mit dem allerverkehrtesten; denn das Tier stürzte sich schließlich durch eine unglücklicherweise offenstehende Luke ins Meer.

Allgemein bemitleidet wurde die einzige Milchziege an Bord. Sie hauste einsam in einem Boote zwischen zwei Masten und wurde täglich magerer und dünner, bis sie endlich als ziemlich zäher Sonntagsbraten auf den Tisch kam.

Wie anziehend war uns alles auf dem Schiffe! Die vielen Taue, die Anker, die Segel, die Kabinen, das Steuer, der Kompaß, alles wurde genau besichtigt.

Bald war auch Bekanntschaft mit der Schiffsmannschaft geschlossen. Es ergab sich, daß der Steuermann ein Deutscher und ein Kinderfreund war, der sich unser auf alle Weise väterlich annahm. Nicht nur, daß er uns auf dem Hinterdeck ein prächtiges Zelt aus Segeln baute, sondern er schützte uns auf alle Weise vor der Unfreundlichkeit des Kapitäns, der fast immer schlechter Laune war. Oft genug erschien der Steuermann plötzlich und gebot uns Stille oder führte uns alle in die Kabine hinab, wenn er merkte, daß uns wegen unserer losen Streiche ein Wetter drohte. Auch erzählte er vorzüglich, und wenn er seine Geschichten begann, so war die sonst so wilde Schar mäuschenstill. Wir wären alle für ihn durchs Feuer gegangen.

Ich persönlich hatte aber noch besonderes Glück. Wir waren ein paar Tage auf dem Schiffe, da nahm mich einer der Matrosen an die Hand, führte mich zu einem großen zusammengerollten Tau, setzte sich darauf und hieß mich ebenfalls niedersitzen. Dann sah er mich lange an und sagte: „Du siehst gerade so aus, wie mein Junge in London. Wie heißt du?"

„Charlie", antwortete ich.

Da legte er mir die Hand auf den Kopf und rief: „Gerade wie mein Junge. Nun bist du mein Junge, so lange du auf dem Schiffe bist."

Oft habe ich neben ihm gesessen und habe seinen Erzählungen gelauscht, wenn er mir dies und jenes aus seinem Leben und von seinem Jungen berichtete, während er an einem prächtigen Boote für mich schnitzelte. Was er mir Liebes antun konnte, das tat er, und ich ward um seine Freundschaft von den anderen viel beneidet, besonders um des Bootes und der Angeln willen, die er mir verfertigte.



Zöglinge der Gehilfenschule in Gnadental, Südafrika.

Als wir, in London angekommen, das Schiff verließen, standen alle Matrosen an der Planke und gaben uns die Hand; mein Vize-Vater aber nahm mich in die Arme, gab mir einen herzhaften Kuß und rief unter Tränen: „Good bye, my boy*)!"

So fehlte es an Unterhaltung nicht, und die Tage waren zu kurz, um alles zu erleben, was es zu erleben gab. Mitten herein aber kam dann doch wieder das Elend. Plötzlich inmitten der Lust überfiel einen oder den andern das böse Heimweh und

*) Lebewohl, mein Junge.

preßte ihm Tränen aus. Gut, daß es immer umschichtig kam, wie der gemeine Mann sagt. Da waren dann die anderen Tröster.

Aber allgemein wurde das Elend, als ein Sturm hereinbrach, der an Heftigkeit immer zunahm, und als das Schiff alle Schwankungen und Schwingungen zum besten gab, die überhaupt nur denkbar sind. Wir wurden beizeiten in unsere Kabine gesperrt, und da kam alles über uns, Heimweh und Seekrankheit, Leibesnot und Seelenqual, beide in echt kindlicher Weise tief empfunden und ausgekostet. Die Szenen, die sich hierbei abspielten, und die Verzweiflung unsers guten Freundes mag sich der Leser selbst ausmalen; mir wird noch heute flau zumute, wenn ich daran gedenke.

2. Leben an Bord.

Gottlob, alles Erdenleid und vor allem alles Kinderleid hat ein Ende, zumal bei Kindern die Seekrankheit. Jedenfalls folgte auf dieses unser Leid ein entschiedener Rückschlag. Der äußerte sich leiblich in einem Appetit, den man kaum befriedigen konnte; geistig in einem erhöhten Lebensgefühl, das sich in allerlei dummen Streichen und Koboldereien Luft machte. Ja wir wurden trotz aller Scheltworte unsers mürrischen Kapitäns eine Gesellschaft, die schwer zu zügeln war.

Doch „Rache folgt der Freveltat", und daß sie kam, dazu gab ich zunächst die allerdings unschuldige Veranlassung. Das kam so.

Auf dem Schiffe befand sich noch ein etwa vierzehnjähriger Pflanzersohn, ein geriebener Schlingel, der sich aber viel zu gut deuchte, sich mit uns Kleinen abzugeben. Trotzdem suchte er uns dann und wann auf, aber nur in der Absicht, uns etwas zu nehmen, was ihm gefiel. Klagen bei unserm Beschützer hatten keinen Erfolg.

Eines Tages nun war ich gerade daran, auf mein Frühstücksbrot etwas von dem guten Guava-Gelée zu streichen, das mir meine Eltern eingepackt hatten, als er erschien und von mir verlangte, ich sollte ihm davon geben. Als ich ihm dies abschlug, wurde er so zornig, daß er mich am Kragen packte und durch eine offene Schiffsluke in den untern Schiffsraum warf. Zum Glück fiel ich nicht tief auf dort liegende weiche Frachtstücke. Der Schreck war mir aber doch in die Glieder gefahren, und ich hob an mörderlich zu brüllen, während der Missetäter sich schleunigst verzog. Daran tat er gut, denn schon eilten der Kapitän und ein paar Matrosen herbei. Eine Leiter wurde heruntergelassen und ich aus meiner Grube heraufgezogen.

Als ich wieder auf Deck stand, war das erste, was mir zuteil wurde, eine gesalzene Ohrfeige vom



Schulzimmer der Gehilfenschule in Gnadental, Südafrika.

Kapitän, der mich fragte, was in aller Welt ich da unten zu tun hätte? Innerlich und äußerlich zerschlagen, vermochte ich kaum meine Verteidigung vorzubringen, hatte dann aber die Genugtuung, daß der eigentliche Missetäter nun seine Ohrfeigen erhielt und, abgesehen davon, von meinem obenerwähnten Vize-Vater zum Dank für seine Untaten gegen mich in allerlei Weise abgestraft wurde.

Offenbar war aber nun beim Kapitän der Geduldsfaden uns gegenüber zerrissen; wenigstens kann ich nicht anders, als die Strafe, die uns am nächsten Tage angedroht wurde, auf sein unmittelbares Verlangen zurückzuführen; denn unser Beschützer wäre in seiner Gutmütigkeit niemals von selbst darauf verfallen. Es wurde uns nämlich verkündigt, daß wir von nun an täglich einige Stunden Schule haben sollten. Das war ein rechter Schrecken für uns, aber was half es? Wir mußten uns fügen.

Das Achterdeck sollte die Schulstube sein, und die Hühnerkäfige gaben die Schulbänke ab. Jeder erhielt ein Lesebuch, und nun konnte es losgehen.

Zunächst machte sich ja die Sache recht gut, und fast war es, als wollte alles recht schön verlaufen, ja in ihrer Neuheit gewannen wir der Sache sogar einigen Reiz ab. Leider hielt aber diese gute Stimmung nicht lange vor; nach einigen Stunden begann wieder der Leichtsinn die Oberhand zu gewinnen. Plötzlich schrie einer laut auf: „Au, au!"

„Was gibt's?"

„Der Hahn hat mich gebissen." Die Untersuchung ergab, daß allerdings ein Hahn in dem Käfig saß, und der Nachweis, daß er nicht gebissen hatte, ließ sich nicht führen. Als dieser Kniff, der natürlich stets zur Unterbrechung des Unterrichts und zu allgemeiner Unordnung führte, noch ein- oder zweimal angewendet worden war, verlor er aber sowohl bei dem Lehrer als bei den Schülern die Zugkraft, und es galt, etwas Neues zu ersinnen. Aber was? Es gab jedoch findige Köpfe unter uns. Plötzlich erhob sich einer und beugte sich über Bord, als wäre ihm unwohl geworden. Teilnahmvoll folgten wir dem Vorgange; da rief der Betreffende plötzlich: „Meine Mütze, meine Mütze!" Ja, die schwamm zum allgemeinen Ergötzen schon unten auf dem Wasser, und alles stürzte an die Bordwand, wo jeder einen guten Rat zum besten gab, wie zu helfen. In dem allgemeinen Tumult erfolgte aber ein Plumps ins Wasser, und es stellte sich heraus, daß in der Verwirrung — ob mit oder ohne Absicht, das bleibe dahingestellt — ein Lesebuch der Mütze nachgefolgt war.

So zeigte sich allmählich immer klarer, daß die Schule ein verfehltes Unternehmen war; man ließ sie nach und nach einschlafen, und ich glaube, beide, Lehrer und Schüler, waren damit einverstanden.

3. Gefahren und Jagd.

Wie sicher und unbekümmert fährt heute jedermann auf den großen Dampfern über den Ozean! Und wenn einmal für einen Augenblick der Gedanke an die Gefahren des Meeres kommt, so schlägt man ihn sich schnell aus dem Sinn. Was soll denn geschehen? Für alle Fälle ist ja vorgesorgt. Wenn man dem heutigen Reisenden aber gar mit dem Gedanken an Seeräuberei kommen wollte und die Möglichkeit einer Gefahr von dieser Seite nur scherzweise berühren, so würde nur ein Lächeln die Antwort sein. Wer fürchtet sich heute noch vor Seeräubern?

Anders damals; sie bildeten in den südlichen Gewässern noch hie und da eine Gefahr, namentlich für die Segelschiffe. Davon erhielten auch wir eine kleine Probe, wenn auch die ganze Geschichte gottlob harmlos verlief.

An einem Nachmittage gegen Abend beobachtete der Kapitän eingehend durch sein Glas ein am Horizont auftauchendes Schiff und rief seine Steuerleute herbei, die ebenfalls sorgfältige Beobachtungen vornahmen. Rufe erschollen hin und her auf dem Schiffe, und eine allgemeine Unruhe machte sich bemerklich.

Wir hatten nicht viel Zeit, den Grund dieser Ursache zu erforschen; denn wir wurden in unsere Kabine beordert und diese hinter uns zugeschlossen. Was war denn nur das? Jedenfalls hatte unsere Phantasie einen weiten Spielraum.

Als es Abend geworden war, erschien unser sonst so friedliebender Beschützer in einem eigentümlichen Aufzuge bei uns. Um den Leib hatte er einen Gürtel, in dem ein Dolch und eine Pistole steckten; es sah aus, als stünde ein Kampf auf Leben und Tod bevor.

Mit offenem Munde starrten wir ihn an.

Mit ernstem Gesicht setzte er uns nun auseinander, daß wir in einer gefährlichen Lage wären, da wir von einem Schiffe verfolgt würden, das der Kapitän für einen Seeräuber hielte. Es könnte also noch diese Nacht zu einem ernsten Zusammenstoße kommen. Zwar würden wir die Nacht hindurch ohne die sonst vorgeschriebenen Lichter fahren, vielleicht, daß wir so entkämen, aber man müßte auf alles gefaßt sein; darum sei die ganze Mannschaft bewaffnet worden, und unsere eine Kanone, die wir hätten, wäre in stand gesetzt worden. Mit der Ermahnung, uns ruhig ins Bett zu legen, stille zu sein und in unserm Gebet um den Schutz Gottes zu flehen, schloß er und ließ uns mit unseren Gefühlen allein.

(Fortsetzung folgt.)



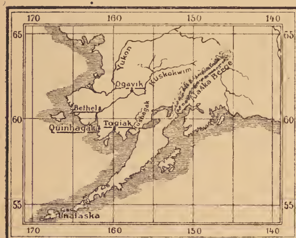
„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. — Oktober 1907. — 8. Jahrgang.

Ein Besuch auf der Station Quinhagak in Alaska.



Schwester Schöchert in Quinhagak erzählt in einem Briefe allerlei Schönes von der Arbeit im unwirtlichen Alaska. Sie schreibt:

„Während unseres Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten haben wir in vielen Sonntagsschulen gesprochen und mancherlei von Alaska erzählt. Da wurde eine ganze Anzahl junger Knaben begeistert und ging von den Versammlungen nach Hause mit dem Vorsatz: „Ich will auch ein Missionar werden und nach Alaska gehen!" Ich möchte wohl wissen, ob sie noch so denken? Laßt mich euch aber wieder ein wenig erzählen aus dem Missionsleben und besonders von der neuen Missionsstation in Quinhagak am Quinhagakfluß, dort gelegen, wo der Fluß ins Behringsmeer mündet, nahe dem Kuskokwimstrom.

1. Die Station und das Wohnhaus.

Dieser Fluß ist gegen dreihundert Fuß breit und windet sich 150 Meilen. Er kommt von einer mit Schnee bedeckten Kette von Bergen. Der Sonnenaufgang hinter diesen Bergen ist manchmal ganz prächtig, und oft sehen die Berge des Morgens aus, als ob sie ganz nahe wären. Sie liegen etwa 15 bis 20 Meilen von Quinhagak. Dort gehen die Eingebornen im Frühjahr hin, um Eichhörnchen zu fangen für ihre Pelzröcke und Fallen zu stellen für Bären und andere Tiere. Wo die Sonne untergeht, da sehen wir hinaus auf das Meer, jetzt alles eine Masse von Eis, und an manchen Plätzen häufen sich große Eisstücke, eines auf das andre. Das geschieht, wenn das Wetter mild wird und das Eis bricht, und das geschieht oft. Im Sommer rast der Wind oft furchtbar vom offenen Meer her, so daß man die schäumenden Wellen sehen kann, wie sie über die schmutzige Ebene dahin spritzen.

Im Sommer 1903, als wir hierher kamen, wohnten wir in einem kleinen Blockhaus bis Ende September, wo dann das neue Missionshaus fertig war. Das kleine Blockhaus hatte zwei Zimmer, ein kleines Schlafzimmer und eine Küche. Die Küche mußte uns dienen als Eßzimmer und Wohnzimmer, wo auch die Missionare zusammen kamen und die Eingebornen uns besuchten. Der letzteren hatten wir

oft viele, und manchmal ließen sie noch kleine Besucher zurück, deren Gesellschaft nicht erwünscht war. Seit wir in dem neuen Hause wohnen, können wir nicht klagen über diese unwillkommenen „kleinen Besucher". Wir haben ein besonderes Zimmer, wo uns die Eingebornen besuchen, nur für die Eingebornen! Aber sie kommen gerne zu mir in die Küche, wo sie mich gern arbeiten sehen. Und dann erhalten die Kinder oft in der Küche etwas zu essen, und das zieht sie an. Immer kann ich das aber nicht tun, denn ich fürchte die Kinder zu verwöhnen, selbst wenn ich ihnen nur ein Stück Brot gebe. Sie haben kein Brot zu Hause und darum betteln sie manchmal, ob sie zur „Mamma" gehen dürfen; so nämlich nennen sie mich. Diese Leutchen sind sehr leicht verwöhnt, selbst die älteren, und wir beten täglich um Weisheit, wie wir sie behandeln sollen.

2. Die Eskimokinder.

An manchem Morgen, wenn die Kinder etwa eine Viertelstunde weit zur Schule kommen und frieren, nehme ich sie gern in die warme Küche, um sie zu wärmen, bis das Schulzimmer warm ist. Sie kommen jeden Morgen sehr früh, da sie gern zur Schule gehen, um den ganzen Tag in einem warmen, hellen Zimmer zu sein, was sie zu Hause nicht haben. Sie sind alle liebe Kinder! Wir können sie eben so lieb haben wie die weißen Kinder. Ihr solltet sie gesehen haben, als am Danksagungstage die Knaben jeder eine blaue Jacke erhielten, die ihnen fast bis auf die Kniee reichten, und die Mädchen eine große Aermelschürze. Sie waren so glücklich! Die Knaben fühlten sich wie kleine Männer in ihrer ersten Jacke. Und als sie nun zum ersten Male einen Christbaum sahen, schön aufgeputzt, und ihnen die Geschichte erzählt wurde, wie Jesus als ein kleines Kind in diese Welt kam, um der Heiland für alle Menschen zu werden, und wie er sie liebte, grade auch sie, waren sie sehr glücklich und sangen etliche schöne Weihnachtslieder, einige in Englisch, andere in Eskimo: z. B. das von Dr. Romig übersetzte: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Es tat unserm Herzen wohl, sie singen zu hören, und es vertrieb alle Trauer, welche unsre Herzen vorher erfüllt hatte, in dem Gedanken daran, daß wir unsre eigenen Kinder nicht bei uns haben konnten, Mariechen und Emily, grade am Weihnachtstage — — — —! Als dann die kleinen Schulmädchen und Armkinder jedes ihre erste Puppe erhielten, da solltet ihr ihre fröhlichen Gesichter gesehen haben. Jedem Knaben wurde ein paar Hosen gegeben, aber „nur den Schulknaben", deren etwa zwölf waren. Sie erhielten auch jedes eine kleine Mundharmonika.

Dann am Weihnachtstage gaben wir ihnen allen, Kindern und Erwachsenen, zum Tee Maismus, eine Semmel und einige Küchelchen. Es war glücklicherweise schönes Wetter, so konnten sie alle draußen sein, um den großen Kessel mit Maismus herum, welcher über einem freien Feuer hing, und zu dem sie mit ihrem „Kantska" herbei kamen, denselben zu füllen, setzten sich nieder oder standen auf, ihre Weihnachtsspeise zu genießen. Ich wünschte, ihr Kinder hättet sie gesehen.



Der Kuskokwimstrom in Alaska im Sommer.

Die Kinder werden an jedem Tage in der Schule in Gottes Wort unterrichtet. Die letzten zwei Wochen habe ich sie die zehn Gebote in ihrer eigenen Sprache gelehrt und auch zwei neue Gesänge in Eskimo. Fast alle Schulkinder sind zwischen sieben und fünfzehn Jahre alt. Ich muß euch aber auch von unserm Diener erzählen.

3. Unser Diener.

Sein Name ist „Wascilie", und er ist etwa 16 Jahre alt. Er war einige Jahre lang einer unserer Schulknaben in Carmel, so daß er Lesen und Schreiben in Englisch gelernt hatte, und auch ganz gut englisch sprechen konnte. Als er noch in der Schule war, haben wir keine Veränderung in seinen Manieren

oder in seinem Charakter wahrgenommen, weil er eben noch jung war und von Natur ein schnelles Temperament hatte. Seine Verwandten zogen ihn von der Mission hinweg, damit er ihnen bei der Arbeit helfe, denn, da sie zur griechisch-katholischen Kirche gehörten, hatten sie noch andre Absichten mit ihm. Das war im Jahr 1899. Nun laßt uns sehen, was aus dem Knaben „Wascilie" vier Jahre später geworden war?

Wurde er durch die Mission zu mehr als nur zum Lesen und Schreiben gebracht? Ja, meine lieben Leser, er hat etwas Besseres gelernt! Er hat Jesum lieben gelernt, auf ihn vertrauen und ihm gehorchen gelernt! Und er hat treulich bewiesen, was er gelernt hat, während dieser wenigen Jahre in Carmel, obgleich er nicht bei Christen gewohnt hat, seit er die Mission verließ, bis er im Herbst 1903 hierher zu uns kam. Er wohnte in Nushagak zwei Winter. Als er gefragt wurde, warum er nicht dort bleiben und für die Händler arbeiten wollte, sagte er: „Dort ist zu viel Trunkenheit unter den Leuten!" Er ging seine Schwester besuchen, die damals noch lebte. Aber ehe er hin kam, war sie gestorben, und er ist seitdem allein in dieser Welt, da seine Eltern schon lange vorher gestorben waren. Im Sommer 1903 brachte ihn ein Fischer von Good News Bay, welcher über Winter nach Quinhagak kam, mit sich, damit er für ihn arbeite. Er kam zur Kirche, obgleich der weiße Mann nur selten kam, und da wir jemand brauchten, zu unserer Hilfe in der Küche, zum Wasserholen vom Fluß, zum Holzmachen usw., fragten wir und baten Mr. Johnson, ihn uns zu überlassen, da „Wascilie" es vorzog, bei uns zu bleiben. Nun das zeigt, daß „Wascilie" lieber da bleiben wollte, wo er als Christ leben konnte. Und er hat sich erwiesen als ein guter treuer Helfer in allen Stücken. Er legt oft die Schrift aus und er macht es besser, als „Christian von Bethel!" Er hält ein Gebet, wenn er dazu aufgerufen wird, und er betet wirklich ernstlich. Wir sind erfreut, zu wissen, daß da und dort Früchte des Missionswerkes zu sehen sind, und es zeigt, daß die Arbeit der Missionare auf der Station Carmel, die leider im Jahre 1906 aufgehoben werden mußte, doch nicht vergeblich war! Wie viele von euch, ihr lieben Knaben, welche dieses lesen, haben sich treu erwiesen in dem, was ihr gelehrt seid von eurer Kindheit auf?

Betet für diese jungen Knaben und Mädchen, die auf der Missionsschule gelehrt werden, daß einige von ihnen treue Gehilfen werden, die auch andre zu Christo führen!

Mit herzlichen Grüßen bleiben wir Eure Freunde
Lydia und John Schöchert."

Meine erste Seereise.

Von C. Buchner, † Missionsdirektor.

(Schluß.)

Wir wagten nicht mehr, laut zu reden, aber im Flüstertone wurde noch eine lange Unterhaltung geführt. Alle Möglichkeiten wurden ausgemalt, und was man nur wußte von Seeräubern und dergleichen, das wurde zum besten gegeben; manch einer von uns sah sich schon in Ketten und gebunden auf den Sklavenmarkt geschleppt. Ein sonderbares Gemisch von aufrichtigem Schrecken und doch, ich möchte sagen, zugleich von angenehmem Grausen durchzog die kleinen Herzen und Gemüter. Wohl keiner von uns vergaß an dem Abend das Gebet, und das war jedenfalls aufrichtig und ernstgemeint und vielleicht die beste Schutzwehr für uns alle. Schließlich gewann doch die Müdigkeit die Oberhand und wir fielen alle in den traumlosen Schlaf der Jugend.

Am nächsten Morgen erwachten wir, fast enttäuscht, weil von allen den erwarteten Schrecken nichts eingetroffen war. Das Schiff und die Mannschaft boten das gewohnte Bild, und es hieß, wir wären dem Feinde glücklich entkommen. War es nur blinder Lärm? Ich weiß es nicht, aber oft habe ich darüber nachdenken müssen, was wohl im Ernstfalle aus uns geworden wäre.

Es fehlte aber auch nicht an Aufregungen und Abenteuern, die harmloserer Art waren und allgemeines Vergnügen hervorriefen.

4. Der Haifischfang.

Einst herrschte vollständige Windstille; schlaff hingen die Segel, und das Schiff bewegte sich nicht von der Stelle. Alles auf dem Schiffe war mürrisch; unser Kapitän, weil Windstille herrschte; die Matrosen, weil sie allerlei Arbeit machen mußten, die ihnen nicht behagte, wie Scheuern und dergleichen; wir, weil alle anderen mürrisch waren und uns mürrisch anließen. Wenn nur jetzt irgend etwas Absonderliches geschähe, so dachten wir, die Langeweile zu unterbrechen und eine bessere Stimmung hervorzurufen.

Und wirklich, da geschah etwas. Wie oft bin ich später auf einem Dampfer über den atlantischen Ozean gefahren und habe auf diesen Reisen verhältnismäßig wenig von der Tierwelt gesehen; offenbar verscheuchen die Dampfer mit ihrem Geräusch alles, was in ihre Nähe kommt.

Ganz anders war es damals auf dem Segelschiffe. Was alles gab es da zu sehen, wie mannigfaltig und reich war das Meer an Tieren! An jenem Tage umschwammen Herden von Delphinen, Tümmlern und anderen größeren und kleineren Fischen das Schiff, unter ihnen eine ziemliche Anzahl gefräßiger Haifische, die offenbar auf irgend eine Beute lauerten.

Nun war es die Gewohnheit des Kochs, das eingesalzene Fleisch — wir mußten mit solchem Pökelfleisch vorlieb nehmen, da frisches fehlte — ehe er es kochte, in ein Netz zu tun und dies, an einem Tau hinten am Schiffe befestigt, einige Stunden lang durch das Wasser ziehen zu lassen, wohl um es etwas zu entsalzen.

So hing auch heute ein recht hübsches Stück Fleisch im Meer. Plötzlich nahte sich ein Hai, warf sich auf den Rücken und hatte im Nu Fleisch und Netz verschlungen. Wir hatten nichts Eiligeres zu tun, als sofort zum Koch zu stürzen, um ihm diese Schandtat zu melden. Darüber erbost, machte er unter kräftiger Beihilfe unserseits und einiger Matrosen einen gewaltig großen Angelhaken zurecht, steckte ein Stück Fleisch daran und hängte ihn an einem festen Tau ins Meer Der Hai, dem offenbar der Bissen gemundet hatte, ließ auch nicht lange auf sich warten und biß sich regelrecht an dem Haken fest. Als unser Triumphgeschrei dies zur allgemeinen Kenntnis brachte, sammelten sich alsbald die Matrosen, ergriffen das Tau und fingen an, den mächtigen Fisch aus dem Wasser zu ziehen. Jetzt schwebte er über dem Wasser, bald mußte er an Bord sein. Furchtbar aber waren die Anstrengungen des Hais, von der Angel loszukommen; er schlug mit dem Schwanz nach allen Seiten und schwang sich wie ein Pendel hin und her. Im letzten Augenblick — er sollte gerade auf Deck gezogen werden — machte er die verzweifeltsten Bewegungen, und plötzlich fiel er mit lautem Klatschen in das Wasser zurück, das sich in weitem Umkreise blutrot färbte, denn seine Befreiung hatte ihm ein großes Stück seines Maules gekostet, das sich losgerissen hatte und an der Angel hing — eigentlich ein scheußlicher Anblick und zum Erbarmen, wenn man bedenkt, was für furchtbare Schmerzen der Fisch ausgestanden haben muß; aber welcher Matrose empfindet das geringste Mitleid mit einem Hai, seinem grimmigsten Feinde?

Jetzt aber kam Leben in unsern Kapitän, der bisher untätig zugesehen hatte. Er war schon auf Walfischfang ausgewesen, und die Jagdlust erwachte zugleich mit dem Aerger über den mißglückten Fang. Er befahl, ein paar Harpunen anzuseilen und zu bringen. Bis die kamen, suchte er sich sein Opfer aus, einen gewaltigen Hai, der in einiger Entfernung vom Schiffe schwamm. Der vorher gefangene war längst entwichen und wird wohl elend umgekommen sein. Mit einem kraftvollen Schwunge warf dann der Kapitän die Harpune dem Hai in den Rücken, ließ ihn an dem Seil noch etwas näher an das Schiff heranziehen und gab ihm noch zwei Harpunen. Nun wurde langsam das arme Opfer näher und näher an das Schiff herangezogen, bis es ganz nahe anlag. Die Wunden bluteten, das Tier wälzte sich hin und her und peitschte das Wasser mit seinem mächtigen Schwanze, was alles dazu diente, seine Kräfte immer mehr zu erschöpfen.

Als er matt genug schien, wurde er an den Tauen emporgezogen und mit einem kräftigen Schwunge über die Reeling auf das Deck geholt. Da lag nun das gewaltige Tier und mit seiner letzten Kraft schlug es mit dem Schwanze nach allen Seiten, so daß niemand sich ihm nahen konnte. Possierlich waren die Sprünge des Koches, der mit seinem Beil den so gefährlichen Schwanz abzuhauen versuchte; hin und her mußte er hüpfen, um nicht getroffen zu werden. Nur einen Augenblick hielt das erschöpfte Tier still, da war auch schon mit einem scharfen Beilhiebe der Schwanz abgetrennt. Jetzt hielt nichts mehr die wütenden Matrosen zurück, und mit Messern und Beilen hieben sie das Tier in Stücke. Sie öffneten den Magen und zogen verschiedene aus dem Schiffe stammende Gegenstände hervor, unter anderem auch eine Mütze. Stück für Stück wanderte der Fisch wieder ins Meer zurück, um von seinem eigenen Geschlecht verschlungen zu werden. Nur der Rachen mit den Zähnen wurde an dem Vordermast befestigt, denn das bringt Glück.

So hatte die Windstille schließlich für uns den Vorteil, daß wir einen Haifang miterlebten.

Zwölf Wochen schwammen wir so unter wechselnden Erlebnissen. Als wir endlich in London das Schiff verließen, war es uns so zur Heimat geworden, daß uns der Abschied fast schwer wurde. Oft aber schweifen noch heute im Alter meine Gedanken zurück in die Zeit, die ich auf dem „Apollyon" verlebt habe.

Quittung.

Den Schwestern Martha und Magda K., Schloß Pleß, einen Dank für ihre Stanniolsendung.

Durch Br. R. Reichel ein Päckchen Stanniol gesammelt von den Sonntagsschulkindern in Guben.

Mk. 8.50 von der Sonntagsschule in Urach durch Frl. Roser für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung Herrnhut.

Mk. 18.— von Frl. Katharine Schaumburg in Melsungen, verschiedene Gaben für die Mission herzlich dankend erhalten

Die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Rätsel.

13
12 1
11 2
10 3
9 4
8 5
7 6

1—13 Naturschauspiel an großen fließenden Gewässern.
1—5 ein fließendes Wasser.
3—5 eine Weltstadt.
6—12 eine Eigenschaft des Lichts.
10—13 ein veraltetes Maß.
12—2 ein Befehlswort, das oft in der Schule ertönt.

Qw.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1907. 8. Jahrgang.

Unsere ersten Weihnachtsfeste in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Tr. Bachmann in Mbozi.

I. In Rungwe im Norden des Nyassasees.

„Weihnacht wie bist du so schön! — Schöneres ist nichts zu sehn;
Nichts in der ganzen Welt — Mir so gefällt.

Freuet sich nicht Groß und Klein — Bei dem hellen Kerzenschein,
Wenn wieder Weihnacht ist? — O heiliger Christ!"

So sangen unsere Eltern mit uns Kindern vor 30 Jahren. Nicht wahr, ihr lieben Kinder! ihr alle denkt und sagt so, auch wenn ihr grade diese Verse nicht kennt. Es ist nicht nötig, daß euch jemand sage: „Hört ihr Kinder! das Weihnachtsfest ist das schönste Fest auf der Welt", denn das wißt ihr selbst. Auch die Kleinsten und Ärmsten unter euch wissen es. Aber das wißt ihr vielleicht nicht alle, daß es nicht überall so schön ist, wie bei euch. Es gibt noch sehr viel Orte auf der Welt, an denen Kinder wohnen, die nichts von Weihnachten wissen. Es gibt viele Orte, an denen ein Tag dem andern gleich ist und kein Tag eine Christnacht bringt und Lichterglanz, Gesang und Freude, Geschenk und Gaben. Seht! überall da, wo die Leute noch nichts wissen von der Geschichte, welche die Engel den Hirten verkündigten: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids"; überall, wo diese Geschichte nicht bekannt ist, da bleibt es finster und freudlos, auch zur Weihnachtszeit.

Aber auch da, wo angefangen worden ist, den Leuten und auch den Kindern die schöne Geschichte aus dem Stall von Bethlehem zu erzählen, da wird dieser Tag nicht gleich zu einem Tage großer Freude für die Kinder. Da werdet ihr Kinder in Deutschland denken: „Aber wie kommt denn das? Wo die Missionare sind, da ist doch auch Weihnacht, und wo Weihnacht ist, da ist doch auch Freude! Warum freuen sich die Kinder nicht zu Weihnachten?" Das will ich euch gleich sagen.

Hört einmal: Wenn die Missionare in ein Land kommen, in dem nur Heiden wohnen, da verstehen die Leute zuerst gar nicht, was die Missionare sagen, denn die Heiden verstehen nicht deutsch, und die Missionare können der Heiden Sprache nicht sprechen und nicht verstehen. Das ist ihnen sehr schwer. Da müssen die Missionare erst die Sprache der Leute lernen, bei denen sie wohnen. Das geht nicht so schnell, das dauert lange, manchmal viele Jahre. Wenn die Missionare dann so weit sind, daß sie etwas in der neuen Sprache reden können und die Leute anfangen, sie zu verstehen, und es kommt dann Weihnachten, da erzählen sie den Heiden auch die Geschichte von Bethlehem. Wenn sie die Geschichten hören von dem Kindlein in der Krippe, das der Heiland und der Herr aller Welt ist, wenn sie hören von den Engeln und den Hirten, da denken und sagen die

Heiden und schlagen dabei auf ihre Oberschenkel: „Nein, aber so etwas! ob der wohl kommen wird, um uns etwas zu geben, etwas Stoff zum Umhängen oder Kupferdraht und Perlen zum Schmücken, oder etwas Salz zum Lecken?“ (Hier lecken die Leute ganz gern Salz, so wie manche Kinder gern Zucker lecken.) Nun denken die Missionare: „Ein wenig Salz können wir ihnen schon geben, auch etlichen, die viel bei uns gearbeitet haben, noch etwas anderes dazu, aber allen können wir nicht etwas geben, denn dazu langt das Geld nicht. Und so bekommen alle etwas Salz zum Lecken und etliche andre noch etwas mehr, weil sie viel gearbeitet haben. Da sagen dann die, welche nichts bekommen haben: „Warum gabt ihr uns nicht auch etwas“, und diese gehen nach Hause und freuen sich gar nicht sehr, auch ihre Kinder freuen sich nicht, denn zu Hause ist es dunkel. Da brennt nur ein kleines Holzfeuer in der Hütte, nicht wegen der Kälte draußen, denn es ist in Afrika sehr warm um Weihnachten, sondern sie kochen sich ihr Essen daran. Das Feuer macht wenig Licht, aber viel Rauch. Da sitzen sie dann und lecken an ihrem Salz, das andre tun sie ins Essen und sagen: „Wir dachten, wir würden etwas bekommen, aber sie haben uns nichts gegeben“, und sie freuen sich gar nicht sehr, obgleich es Weihnacht ist. Aber nicht nur die Heiden, auch die Missionare sind nicht sehr erfreut. Doch sie denken, wenn wieder Weihnacht ist, da werden wir es besser machen, da wird es schöner werden. „Wie denn?“ werdet ihr Kinder fragen. Das will ich euch gleich sagen.

Die Missionare sprechen miteinander und sagen: Das nächste Mal müssen wir Weihnachtslieder haben, da werden wir singen.“ Weihnachtslieder? gibt es denn keine Weihnachtslieder bei den Heiden, wo die Missionare sind? singen sie nicht auch: „Ihr Kinderlein kommet“ und „Stille Nacht“? Nein, ihr lieben Kinder, Weihnachtslieder gibt es keine in den Ländern, wo nur Heiden wohnen und die Missionare erst kurze Zeit sich niedergelassen haben. Es gibt auch sonst keine solchen Lieder, wie ihr sie kennt. Die Leute haben Lieder, aber deren Melodien sind ganz anders wie die, die ihr kennt. Doch schön sind die Melodien, sehr schön. Manche sind so schön, daß einige Missionare, die schon lange bei den Heiden sind, wenn sie eine große Schar in der Entfernung singen hören, denken: sie hören Glocken läuten oder Posaunen blasen. Da freuen sie sich sehr, daß sie bei Leuten wohnen, die so schön singen können und sie denken: Wie schön wird es erst im Himmel sein, wenn auch aus diesem Volk und von ihrer Sprache viele sein werden in der großen Schar, die niemand zählen kann. Wenn sie angetan mit weißen Gewändern und Palmen in den Händen stehen werden am gläsernen Meer vor dem Stuhle Gottes und das neue Lied mitsingen werden, das wir alle jetzt noch nicht kennen! Das wird Freude sein. Seht Kinder, das wollte ich euch nur so sagen, damit ihr nicht denket, bei den Heiden sei es durchaus nicht schön, und es fände sich nur Böses bei ihnen. Nein, nein, sie haben viel Gutes und Schönes, und wie ich schon sagte: die Melodien klingen sehr schön, aber die Worte darauf passen nicht für Weihnachten, wie ja auch ihr nicht in der Kirche singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ und auch nicht am hl. Abend singt: „O Straßburg, o Straßburg“, sondern zu Weihnachten singt man: „Stille Nacht“ oder „O du fröhliche“ u. s. w. Weil das nun so ist, wie ihr wißt, und weil die Leute keine Weihnachtslieder haben, da müssen die Missionare nach und nach solche machen. So dachten die Missionare auf der ersten Station hier in Ostafrika Rungwe auch, von denen ich bisher sprach. Sie sagten: „Am nächsten Weihnachtsfest, da müssen wir Lieder haben und singen und die Leute und Kinder werden mitsingen, das wird schön sein. Auch ein Licht werden wir jedem Kind geben, damit es auch in ihren Häusern am heiligen Abend hell werde und nicht nur das kleine rauchende Feuer brenne.“ Nicht wahr, das war schön gedacht! Dann ging nach und nach der Sommer vorüber, d. h. in Afrika der Winter, denn in den Monaten vor Weihnachten werden dort die Tage nicht kürzer, sondern länger, es wird nicht kälter, sondern wärmer. Weil die Missionare fleißig die Sprache gelernt hatten, da hatten sie nun auch wirklich ein oder zwei Weihnachtslieder, die sie die Kinder lehrten, damit sie diese singen konnten. Und als der heilige Abend nahe war, da sagten die Missionare den Leuten: „Hört mal! morgen ist der Tag, an dem der Heiland geboren wurde, da kommt alle, auch die Kinder, da singen wir am Abend.“ Der Missionar, der die Versammlung hielt, hatte die Geschichte von der Geburt Jesu wieder neu übersetzt, denn die Übersetzung vom vorigen Jahre hatte viele Fehler, weil wir damals die Sprache erst ganz wenig kannten. Die anderen Missionare machten einen Christbaum zurecht und zwar eine Eukalypte, weil es in Afrika keine Tannen gibt. Dann nahmen sie einen Deckel von einer Kiste, bohrten Löcher hinein, um die Lichter hineinstecken zu können, die sie den Kindern geben wollten. Dann fing es an, zu dunkeln. Da sollte geläutet werden, aber es gab noch keine Glocke! Was sollte man da machen? Wie sollten die Leute hören, daß sie jetzt kommen sollten? Hört mal, was die Missionare machten, um zu läuten! Einer nahm eine große Säge, stellte sich auf den Hügel hinter der Station und schlug mit einem Holz auf die Säge. Das schallte weithin, und die Leute hörten es, und sie kamen, auch viele Kinder. Eine große Stube wurde ganz voll. In dieser Stube brannte der Christbaum, und es war ganz hell. Dann wurde gesungen, und der Missionar erzählte die Geschichte von Bethlehem und erklärte sie den Leuten, dann kamen die Lichter herein, angezündet, ganz wie in der deutschen Heimat. Da wurde es sehr hell in der großen Stube, und die Missionare freuten sich. Dann gaben sie jedem Kind ein Licht und sangen noch einmal alle zusammen und gingen nach Hause.

Nicht wahr? das war schön! Ja, so dachten die Missionare auch, aber nach einer kleinen Weile waren sie sehr betrübt, denn viele von den Kindern hatten ihre Lichter weggeworfen und sagten: „Die machen uns hungrig." Und die Alten waren gar nicht erfreut, daß die Missionare ihnen nichts gegeben hatten. Andere, die etwas bekamen, weil sie viel bei den Missionaren gearbeitet hatten, waren auch nicht recht zufrieden. Das war nicht sehr schön. Seht, das sind Weihnachtsfeste in Afrika, da wo die Missionare wohnen. Solche erste Weihnachtsfeste sind gar nicht gleich so schön, wie bei Euch in der Heimat.



Die Kirche in Rungwe (Deutsch-Ostafrika).

Nach dem allen überlegten die Missionare: „Was sollen wir nun machen, daß das Weihnachtsfest schön werde, daß sich die Leute und die Kinder freuen?" Sie dachten: Lichter wollen wir den Kindern keine mehr geben, die haben sie weggeworfen; aber was denn sonst? Geld haben wir nicht, um allen etwas zu geben, und wenn wir etlichen etwas geben, da sind wieder die andern nicht zufrieden; und die gar nichts bekommen, sagen: „Jene Beschenkten sind wohl eure Lieblinge?" Außerdem dachten sie: Wenn wir auch jetzt genug Geld hätten, allen etwas zu geben, weil noch nicht viel Leute zum Weihnachtsfest zu uns kommen, so müßten wir doch in den nächsten Jahren, wenn sehr viel Leute kommen werden, aufhören, Geschenke zu geben, und dann werden sie murren. Und gerade in jener Zeit hörten die Missionare in Rungwe eine kleine Geschichte von einem andern Missionar, der wo anders in Afrika wohnte. Die will ich euch auch erzählen. Da war ein Mann, der kam immer zum Missionar in die Kirche, und der Missionar dachte: „Dem will ich doch einmal eine Decke geben," und er gab ihm eine solche. Da freute sich der Mann und kam immer in die Kirche und sang kräftig mit und paßte schön auf. Nach einer langen Zeit gab der Missionar dem Mann wieder eine Decke, da freute er sich wieder, kam in die Kirche und sang. Der Missionar aber dachte später: „Nun will ich ihm keine Decke mehr geben," und er gab ihm keine mehr. Der Mann aber dachte: „Er wird mir schon eine Decke geben, er hat es nur vergessen, ich werde ihn daran erinnern." Und er ging zu dem Missionar und sagte: „Du, meine Decke ist zerrissen, Du hast wohl vergessen, mir eine andere zu geben?" Da sagte ihm der Missionar: „Nein, ich habe es nicht vergessen, aber ich dachte, von jetzt an könntest Du Dir die Decken kaufen." Da wurde der Mann böse und sagte: „Wenn Du mir keine Decke mehr gibst, da komme ich nicht mehr in die Kirche und singe nicht mehr Halleluja." So sagte er und kam nicht mehr in die Kirche. Seht, diese kleine Geschichte hatten die Missionare in Rungwe damals gelesen, und

daraufhin dachten sie: „Vielleicht wird das bei uns auch so zu Weihnachten, da wollen wir doch aufhören, Geschenke zu geben; denn später müssen wir es doch einmal lassen. Und so ließen sie es bald und sagten: „Jetzt wollen wir nur noch die Kirche so schön schmücken, wie wir können, und wollen da singen und den Heiden die Geschichte von der Geburt des Heilands schön erzählen. Wenn dann noch jemand kommen will, um sich den Christbaum in unserer Stube anzusehen, oder das Bethlehem, so kann er das gern tun. Geben aber wollen wir nur noch unsern Dienstboten und den ganz armen und kranken Leuten etwas, und zwar auch nur das, was sie gerade brauchen.“ Seht, so haben es die Missionare in Rungwe gemacht. Und auch wir (Geschwister Bachmann) haben, als wir im Jahre 1899 in Mbozi eine neue Station anlegten, ebenso gehandelt. Davon will ich euch nun weiter erzählen.

II. Das Weihnachtsfest in Mbozi.

Als wir nach Mbozi kamen, da mußten wir wieder ganz von vorn anfangen. Wir kannten die Sprache nicht, denn diese ist wieder ganz anders, als die, welche in Rungwe gesprochen wird; und daher mußten wir wieder eine neue Sprache lernen. Auch gab es keine Lieder, keine Christen und nur wenige und ganz kleine Kinder. Aber auch dann, als wir die Sprache etwas kannten, etliche Lieder hatten und auch nach und nach Christen da waren, waren die Weihnachtsfeste und besonders die heiligen Abende noch nicht gleich sehr schön. Obgleich wir die Kirche immer so schön wie möglich geschmückt hatten, kam doch immer etwas dazwischen, was uns nicht recht zur Freude kommen ließ. Und vor allem fehlte uns noch etwas. Was das war, das will ich euch sagen.

Zweimal am hl. Abend regnete es sehr. Da erschienen nur wenige Leute und die gekommen waren, die waren naß; und weil wir nicht viele waren, konnten wir auch nicht recht singen. Dann einmal kamen viele Leute, auch Christen am hl. Abend in den Arbeitskleidern in die Kirche. Obgleich ihnen gesagt worden war, sie sollten sich anziehen wie am Sonntag, so hatten sie es doch vergessen. Etliche liefen schnell nach Hause, aber sie kamen dann zu spät. Das war gar nicht schön. Zweimal waren wir krank, da konnten wir gar nichts vorbereiten, da war es auch nicht sehr schön; und voriges Jahr kamen wir vier Tage vor dem hl. Abend von einer großen Reise zurück, da waren wir fast wie fremd auf der Station. Da mußten wir nur schnell alles ein wenig in Ordnung bringen, sonst konnten wir für das Fest garnichts tun. Seht, so kam immer etwas dazwischen.

Aber das war es nicht allein, was den hl. Abend nicht schön machte, es fehlte noch etwas. „Was fehlte denn?“ werdet ihr sagen. Kinder fehlten. Am hl. Abend müssen Kinder da sein, und die müssen singen, und das fehlte in Mbozi. Wie ich schon sagte, waren am Anfang nur wenige und ganz kleine Kinder auf der Station. Diese wurden aber nach und nach größer, und andre kamen hinzu, und so gibt es jetzt über 50 Kinder auf der Station und in den nächsten Dörfern. Diese kamen immer an den Feiertagen und sahen sich den Christbaum bei uns an, und wir gaben ihnen einen Pfefferkuchen, aber am hl. Abend singen, das konnten sie noch nicht, denn sie hatten keine Lieder. Auch sonst war es zu Weihnachten gar nicht schön bei ihnen, denn ihre Eltern konnten ihnen nichts geben, weil sie arm sind. Da dachten wir: „Was sollen wir nur machen, damit sich die Kinder am Weihnachtsfest freuen können und die Christnacht schöner werde. Wir können doch nicht allen Kindern etwas geben, dazu reicht unser Geld nicht aus, und wenn es auch langte, so würden dann die Eltern sagen, die Missionare müssen unsern Kindern immer etwas geben, und das darf nicht sein. Dann könnte es bei uns so werden wie dort, wo der Mann aufhörte zu singen und in die Kirche zu kommen, weil er keine Decke mehr bekam.“ So dachten wir und fragten uns: „Was sollen wir nur machen?“ Endlich fiel uns etwas ein, das haben wir auch getan.

(Schluß folgt.)

Rätsel.

Gebückt im Stuhle sitzt vor seinem Hause
Auf Nachricht harrend aus dem Kriegsgebrause
Ein Greis mit unruhigem Sinn.
Ein Bote eilt herbei. Aus dessen Munde
Ertönt in schnellen Worten schwere Kunde,
Und tot vor Schreck stürzt jener hin.

Sein Name möge nun erweitert werden:
Und du erblickst den Helden, der von Erden
Nach treuem Dienst gen Himmel fuhr.
Auch findest du bei Änderung der Zeichen
Den Mann, der Jordanwasser ließ gereichen
Dem Aussatz Leidenden zur Kur.

Ans Ende sollst noch eine Silbe fügen.
Und diese wird zur Klarheit dir genügen,
Um jetzt aus neuer Bundeszeit
Mit Namen eine Frau uns noch zu sagen.
Nicht sonderlich wird dich dies Rätsel plagen.
Die Lösung folgt gewiß mit Leichtigkeit.

C. Th. D.

Quittung.

Mk. 80.— Aus den Kinderbüchsen der Christiansfelder Kinder (Mk 40.— für eine neue Schule in Deutsch-Ostafrika, Mk. 40.— für Nicaragua); 20 Pf. gesammelt von Heidi Breutel. — Mk. 20.40 von Mutter Lischke durch Br. K. Maier Tootool, Australien, von letzterem selbst Mk. 6.—

Mk. 1.50 für Kitunda von Paula Gräser, durch Frau Z. in W. dankend empfangen

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1907. 8. Jahrgang.

Unsere ersten Weihnachtsfeste in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Tr. Bachmann in Mbozi.

II. Die Weihnachtsfeier in Mbozi.

(Schluß.)

1. Vorbereitungen zum Fest.

Das erste, was wir taten, war, daß wir die Kinder in der Sontagsschule biblische Sprüche lehrten, die sie dann am heiligen Abend in der Kirche aufsagen sollten. Außerdem lernten sie auch das Lied: Ihr Kinderlein kommet, das wir übersetzt hatten; das sollten sie in der Kirche singen. Sie lernten und lernten, bis sie es ganz gut konnten. Wie sie so lernten, da dachten wir Missionare wieder: „Gewiß, schön wird es schon sein, wenn die Kinder die Sprüche sagen und ihr Lied singen können, aber das wird nicht schön sein, wenn die Kinder am heiligen Abend nicht ein weißes Kleid anhaben." Das muß ich euch noch sagen: Die hiesigen Kinder besitzen nicht alle ein Sonntagskleid, nur ganz, ganz wenige haben ein solches; denn ihre Eltern sind sehr arm, und der Stoff ist sehr teuer. Mit Kleid meine ich hier nicht ein so schönes weißes Kleid, wie es etwa die Mädchen in Deutschland an Sonntagen und Festtagen anziehen, sondern ein einfaches langes Hemd wie es hier die Leute tragen, wenn sie nicht mehr so gehen wollen, wie die Heiden. Die meisten Kinder besitzen nur ein ganz kleines Stück Zeug. Das binden sie sich um, und das tragen sie am Sonntag sowohl wie in der Woche, bis es ganz zerrissen ist. Dann werfen sie es weg. Sollten sie nun am heiligen Abend mit diesen Zeugstücken in die Kirche kommen, so wäre das doch nicht schön gewesen. Was konnten wir da tun? Das Leichteste wäre gewesen, den Eltern zu sagen: „Kauft euern Kindern ein neues Kleid zu Weihnachten!" Aber das können sie nicht, weil sie arm sind, und weil manche viele Kinder haben. Dies den Eltern zu sagen, das hätte also nichts genützt, denn es hat eben doch keinen Zweck, einem armen Mann zu sagen: „Kaufe deinen Kindern ein Kleid!" Er hat eben kein Geld. Darum haben wir uns etwas anderes überlegt und das will ich euch sagen.

Hört mal! wie das war: „Wir haben hier etliche Christen, die nennen wir „Helfer", weil sie uns helfen, Gottes Wort verkündigen. Sie gehen alle Wochen aus in die Dörfer, bleiben immer 3 Tage weg und erzählen dort überall eine der Geschichten vom Heiland. Die Kinder dieser Helfer nun bekommen ihre Kleidung von der Mission, das gehört mit zu ihrem Lohn. Nun riefen wir einmal alle diese Helfer zusammen und sagten ihnen: „Wißt ihr, es ist bald Weihnachten. Da hat uns Gott seinen Sohn gegeben, damit wir selig werden können und uns freuen sollen. Nun ist es so schön, wenn Eltern ihren Kindern zu Weihnachten auch etwas geben, um ihnen eine Freude zu machen. Eure Kinder werden sich freuen können, denn sie bekommen wieder ein neues Kleid, aber was


Kirche in Mbozi. (Deutsch-Ostafrika.)

werden die andern Kinder sagen, werden die sich auch freuen?" „Nein" sagten die Helfer, „die werden sich nicht freuen." „Nun", sagten wir, „wie wäre es denn, wenn ihr etwas Geld zusammenlegtet für diese Kinder, wir Missionare wollen etwas dazu tun, vielleicht geben die Eltern den Kindern auch etwas, dann langt es für alle." „Ja", sagten die Helfer, „das wollen wir tun, wir wollen etwas geben, damit alle Kinder sich freuen können, wenn die unsrigen sich freuen." Da brachten sie Geld, soviel sie gerade hatten, und die keins hatten, sagten: „Wir werden so und so viel geben, wenn wir wieder Lohn bekommen." Und sie haben Wort gehalten. So bekamen wir eine ganz hübsche Summe zusammen.

Dann sagten wir einmal in der Kirche allen Leuten: „Wißt ihr, es ist bald Weihnachten, da hat uns Gott seinen Sohn gegeben, daß wir selig werden und uns freuen sollen. Es ist aber sehr schön, wenn an diesem Tage auch die Eltern ihren Kindern etwas geben, damit sie sich freuen können. Da sagten sie: „Was sollen wir ihnen denn geben, wir haben ja nichts." „Ja" sagten wir ihnen: „Viel habt ihr nicht, aber etwas habt ihr doch. Und wir wollen euch helfen. Die Helfer haben unter sich gesammelt, damit euren Kindern etwas gegeben werden kann. Das langt aber nicht. Wenn ihr nun etwas dazu gebt, Geld oder Mehl oder was ihr gerade habt, da bekommen eure Kinder alle ein neues Kleid." Als sie das hörten, da freuten sie sich, und alle Eltern kamen und brachten etwas. Manche brachten Mehl, manche etliche Heller, das ist so viel wie etliche Pfennige. Wieder andere brachten 1/4 oder 1/2 Rupie, etliche sogar eine ganze Rupie, das ist so viel wie 1 Mk. und 35 Pf. Da hatten wir Geld, und es langte für alle zu einem neuen Kleide. Da wurden nun die Kleider zugeschnitten und vom Schneider auf der Maschine genäht. Das „mußte nur so gehen" denn es war nicht mehr viel Zeit.

Dann wurden viele runde Pfefferkuchen gebacken für die Kinder. Es gibt ja hier viel Honig. Im Honig ist aber noch Wachs. Von diesem Wachs wurden Lichter gegossen, schöne große Lichter mit einem Docht in der Mitte, ganz so, wie die großen, weißen Kerzen bei euch. Nur sahen die hiesigen nicht mehr weiß aus, sondern braun, fast wie Pfefferkuchen. So, nun hatten wir ein Lied, und wir hatten Sprüche, Kleider, Pfefferkuchen und Wachskerzen für die Kinder zum heiligen Abend.

2. Der Weihnachtsabend.

Als nun der Tag gekommen war, an dessen Abend das Christkind erscheint, putzten wir die Kirche und holten Christbäume für unsere Kinder. Ich habe euch schon gesagt, daß wir hier keine Tannen und Fichten haben, und daß wir deshalb einmal eine Eukalypte zum Weihnachtsbaum zurecht machten. Nun will ich euch sagen, was wir hier in Mbozi für Christbäume in der Stube haben und mit was wir die Kirche schmückten. Als Christbaum in der Stube für unsere Kinder nehmen wir einen Kaffeebaum. Der hat keine Nadeln, aber Blätter und auch grüne Bohnen daran, in jenem Jahr sogar auch weiße Blüten. Da dachten wir, da haben wir etwas, was wie Schnee aussieht, denn in Afrika schneit es ja nicht. Dieser Schnee auf unserm Christbaum konnte auch nicht schmelzen, denn es waren weiße Kaffeeblüten. Das war sehr schön. Nun aber hört, mit was wir die Kirche schmückten. Kaffeebäume konnten wir für die Kirche nicht nehmen, das wäre zu teuer geworden, denn diese Bäume wachsen nicht wild im Walde, die müssen angepflanzt und mühsam aufgezogen werden, darum sind sie teuer. Palmen aber wachsen wild, am nahen Nkanaflusse stehen eine ganze Menge. Ein Christ und etliche Kinder gingen nach Palmblättern aus, und sie brachten so viel, daß wir die ganze Wand in der Kirche rings herum damit schmücken konnten. Das war schön, denn unsere Kirche in Mbozi sieht ohne solchen Schmuck, gar nicht schön aus. Sie ist nur von Holz und mit Gras gedeckt. Das Holz wird von den weißen Ameisen zerfressen, darum wollte die Kirche schon vor etlichen Jahren einfallen, aber wir haben sie noch mit Balken gestützt, so steht sie doch wenigstens noch. Diese alte Kirche hat auch keine Kronleuchter wie viele Kirchen in Deutschland. Aber an der Decke laufen lange Querbalken hin. An diese Querbalken und auch an die Palmblätter befestigten wir Tüllen, um Lichter hinein zusetzen, damit es am Abend recht hell wäre. Endlich wurden noch alle Wege und Höfe und Plätze auf der Station gesäubert und gekehrt.

Als all das geschehen war, läutete die Glocke 3 mal: um 4, um 5 und um 6 Uhr. Beim dritten Läuten waren die Kinder bestellt. Uhren besitzen ja die Leute nicht, eine Turmuhr gibt


Kinder in Mbozi in ihren Sonntagskleidern.

es auch noch nicht. So können wir nicht zu ihnen sagen: „Kommt um 6 Uhr! sondern wir müssen immmer sagen: „Kommt bei dem Läuten der Glocke, wenn die Sonne da oder da steht!“ und man muß, wenn man das sagt, immer mit der Hand dahin zeigen, wo die Sonne dann stehen wird. Weil die Leute sich mit ihrer Zeit ganz nach der Sonne richten und keine Uhren haben, so nennen sie unsere Uhr: „Sonne“, weil wir uns nach der Uhr richten. Als nun die Glocke um 6 Uhr läutete, da kamen die Kinder alle angelaufen, ganz so pünktlich, als ob sie eine Uhr gehabt hätten. Etliche Burschen hüteten noch die Kühe auf der Weide, ähnlich wie die Hirten von Bethlehem die Schafe hüteten, aber sie kamen auch bald nach.

Nun zogen wir den Kindern die Kleider an, ehe sie in die Kirche gingen, damit sie alle schön weiß dasitzen konnten. Da dachten schon die letzten Kinder: „Wir werden wohl kein Kleid mehr bekommen.“ Aber sie bekamen alle eins und freuten sich sehr.

Um 3/4 7 Uhr läutete die Glocke wieder. Nun gingen wir alle in die Kirche. Dort waren die Lichter schon angezündet worden, sodaß wir, als wir eintraten, ganz geblendet waren, so hell war es. So viel Licht hatte noch niemand in Mbozi gesehen. Die Kinder saßen ganz vorn, aber nicht auf Bänken, sondern auf Matten, die wir auf die Erde gebreitet hatten. Dann nahmen die Christen Platz, alle auch schön weiß gekleidet. Hinter ihnen saßen die Heiden. Wer von ihnen ein Sonntagskleid hatte, hatte es angezogen. Die Kirche war fast voll. So viele waren noch nie am heiligen Abend dagewesen. Als niemand mehr kam, da machten wir die Türe zu und fingen an zu singen. Zuerst sangen wir: „Herbei o ihr Gläubigen.“ Darauf sagten die Kinder den Spruch: „Und du Bethlehem im jüdischen Lande.“ Dann sangen wir den Lobgesang des Zacharias. Dann sangen wir auf eine der hiesigen Melodien, von denen ich euch erzählte, daß sie so schön seien und sie uns manchmal klängen wie Posaunenton und Glockengeläut. Nach diesem Gesang sagten die Kinder den Spruch: „Es wird ein Reis aufgehen aus dem Stamm Isais,“ und die Gemeine sang wieder: „Fröhlich soll mein Herze springen.“ Dann sagten die Kinder den Spruch: „Mache dich auf und werde Licht,“ worauf die Gemeine anstimmte: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen.“ Nach den Worten des Engels an Maria: „Fürchte dich nicht, Maria“ sangen wir alle: „Stille Nacht.“ Dann wurde die Geburtsgeschichte gelesen. Und wieder sangen die Kinder: „Ihr Kinderlein kommet.“ Sie sangen sehr schön, viel schöner wie wir Alten. Dann wurde die Geschichte von dem Gang der Hirten nach Bethlehem gelesen, worauf das Lied: „O du fröhliche, o du selige“ an die Reihe kam. Dann dankten wir dem himmlischen Vater, daß er uns geliebt und uns seinen Sohn, unsern Heiland gegeben hat. Als wir gebetet hatten, sangen wir den Lobgesang der Maria auch auf eine hiesige Melodie.



Weihnachtsschmuck einer unserer Kirchen in Ostafrika.

Während wir noch sangen, wurden Pfefferkuchen und Wachskerzen an die Kinder verteilt. Letztere gaben wir ihnen unangezündet. Warum? Das will ich euch gleich sagen. Diese Kinder haben noch nie ein Licht in der Hand gehabt, und da hätte es leicht geschehen können, daß ihnen ein Tropfen Wachs auf die Hand getropft wäre, sie darüber erschrocken wären und gedacht hätten: das Licht beißt mich, und hätten es weggeworfen. Da aber hätte Feuer entstehen können und ein großes Unglück, denn wir saßen sehr gedrängt in der Kirche und die Kirche ist, wie gesagt, von Holz und mit Gras gedeckt. Darum gaben wir die Kerzen unangezündet. Viele Kinder hätten noch keine Wachskerze gesehen. Aber Pfefferkuchen, die hatten sie schon gesehen, auch schon gegessen. Nun sind ja die Pfefferkuchen braun und unsere Lichter waren auch braun, da haben manche gedacht: Das Licht ist auch ein Pfefferkuchen, nur eben ein langer, und bissen hinein, aber es schmeckte ihnen nicht. Ihre Väter jedoch erklärten ihnen: „Kinder! Das ist nicht zum Essen, das ist für etwas anderes.“ Sie nahmen die Lichter nach Haus und zündeten sie an, da wurde es hell in ihren Hütten. Aber wir sind noch in der Kirche. Als wir den Lobgesang der Maria gesungen hatten,

sangen wir noch einen Vers auf eine andere hiesige Melodie. Schade, daß ihr diesen Vers nicht hören könnt! Er ist sehr, sehr schön. Die Worte heißen: „Ihr Lieben! wir haben einen Heiland. Freut euch sehr, daß wir einen Heiland haben! Halleluja."

Dann gingen wir nach Hause, um zu sehen, ob das Christkind auch uns Missionaren etwas gebracht habe. Und wirklich, es hatte uns etwas gebracht. Auch unsern Kindern! Der kleine Hermann sah immer den großen Stern an, der an der Decke hing, und Ernestine freute sich sehr über einen kleinen Eimer. Dann haben wir auch an unsere andern Kinder gedacht, die nicht mehr bei uns sind, aber voriges Jahr noch bei uns waren. Jetzt ist Ernst beim Großvater in Niesky und Margaretha und Katharina beim Heiland im Himmel. Dann haben wir noch mit Onkel und Tante Giersch, die ihr erstes Weihnachtsfest in Afrika feierten, etliche deutsche Weihnachtslieder gesungen, und dann — war der schöne heilige Abend vorüber. Er war so schön, wie kein andrer vorher.

3. Die Feiertage.

Am ersten Feiertage abends kamen die Kinder alle und viele andere Leute und sahen sich den Christbaum an. Die Kinder sangen wieder und bekamen noch einen Pfefferkuchen, denn es waren noch welche da. Am 2. Feiertage hatten wir sie zum Nachmittag bestellt, da kamen sie auch wieder. Wir warfen Erdnüsse unter sie. Da sind sie gelaufen und haben sie aufgelesen, denn die schmecken gut, sie sind so wie Wallnüsse, von denen es hier bis jetzt erst 2 kleine Bäumchen gibt, aber noch keine Früchte. Dann gaben wir den Kindern noch einen Pfefferkuchen, damit der Vorrat aufgebraucht wurde. Dann haben wir in der Kirche noch einmal alle Lichter angezündet und noch einmal unsere Weihnachtslieder gesungen und dem himmlischen Vater gedankt, daß er uns ein so schönes Weihnachtsfest geschenkt hatte, an dem wir uns alle freuen konnten und an dem niemand undankbar und unzufrieden war. — Zum Schluß muß ich euch noch etwas sagen. Das Fest scheint nicht nur uns gefallen zu haben, die wie feierten, sondern auch andern, die nicht mitfeierten, die nur davon gehört hatten. Denn, kamen schon immer viel Kinder in die Sonntagsschule, so kommen jetzt noch mehr. Die denken vielleicht: Wenn das so schön ist zu Weihnachten, wenn man da ein Kleid und Pfefferkuchen und Wachskerzen und Erdnüsse bekommt, da wollen wir nur auch in die Sonntagsschule gehen. Das ist schön, daß sie kommen, nicht wahr? Wenn wir dann wieder etwas Geld haben und ihre Eltern auch etwas dazu, dann bekommen sie das nächste Mal auch ein Kleid. Und wenn sie dann ihre Herzen dem Heiland schenken, dann wird unsere Freude groß sein. Viele von ihnen und auch ihr, vielleicht alle, werden dann auch einmal das himmlische weiße Kleid bekommen und das neue Lied singen, droben, wo wir Jesum sehen werden wie er ist! Was wird das erst für Freude sein!

Tr. Bachmann.

Die drei Kinder im Walde.

Ein Märchen der Suaheli in Deutsch-Ostafrika.

Es waren einmal drei Kinder, zwei kleine Jungen und ein kleines Mädchen. Die gingen in den Wald, um Beeren zu suchen. Als sie im Walde ankamen, da sagte der größte von ihnen: „Laßt uns nicht alle an einer Stelle suchen, ein jedes gehe nach einer anderen Seite." Und so ging jeder nach einer anderen Seite. Dann sammelten sie Beeren, und jeder füllte seinen Bastkorb. Nach einer Weile kam ein alter Mann und bat den einen Jungen um ein paar Beeren, aber der gab ihm keine. Da ging er zu dem anderen Jungen und sagte zu ihm: „Gib mir doch ein paar Beeren, ich möchte so gern etwas essen." Der Junge antwortete ihm: „Kannst Du nicht selbst suchen?" Der alte Mann sagte: „Ich bin ein so alter Mann, ich kann mich gar nicht mehr bücken, so steif ist mein Rücken." Aber er bekam nichts. Da ging er seiner Wege und traf das kleine Mädchen und sagte zu ihr: „Gib mir doch ein paar Beeren." Das Kind antwortete ihm: „Hier nimm und iß, so viel du willst." Und der Alte aß, bis er satt war; und als er fertig war, zog er einen goldenen Ring und eine goldene Kette heraus und gab sie dem kleinen Mädchen. Darauf suchte das Kind andere Beeren und füllte seinen Korb und rief seine Gefährten.

Und unterwegs zeigte es ihnen die schönen Dinge, welche es bekommen hatte von dem Alten; und jene bereuten ihr Verhalten und sagten: „Wenn wir dem Alten unsere Früchte gegeben hätten, dann hätten wir diese schönen Dinge bekommen. Und als sie nach Hause kamen, erzählten sie es ihrer Mutter. Dann gab das kleine Mädchen den goldenen Ring und die goldene Kette, welche es bekommen hatte, seiner Mutter, und die Mutter freute sich sehr.

Rätsel-Auflösungen.

S. 12: Eisbrücke. S. 16: Regenbogen. S. 20: Rübezahl. S. 28: Hirschberg.
S. 32: Erle, Perle. S. 40: Stromschnelle.
S. 44: Eli, Elia, Elisa, Elisabeth.

Quittung.

Für eine Schachtel Stanniol von den Anstaltskindern in Niesky gesammelt, durch Schw. Reichstein empfangen, dankt herzlich die

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.